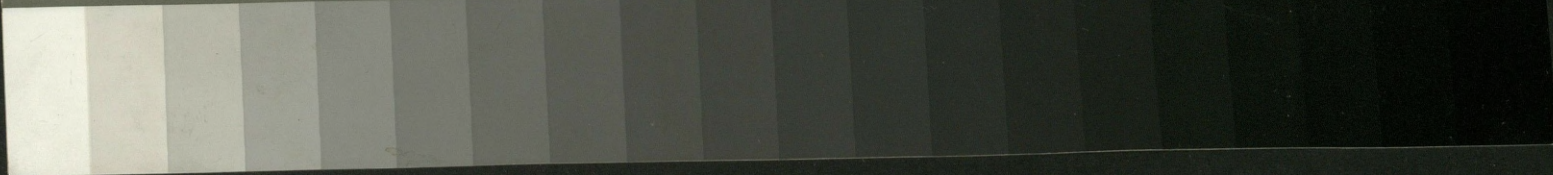


Grey Scale #13



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



Klauswitz Strategie

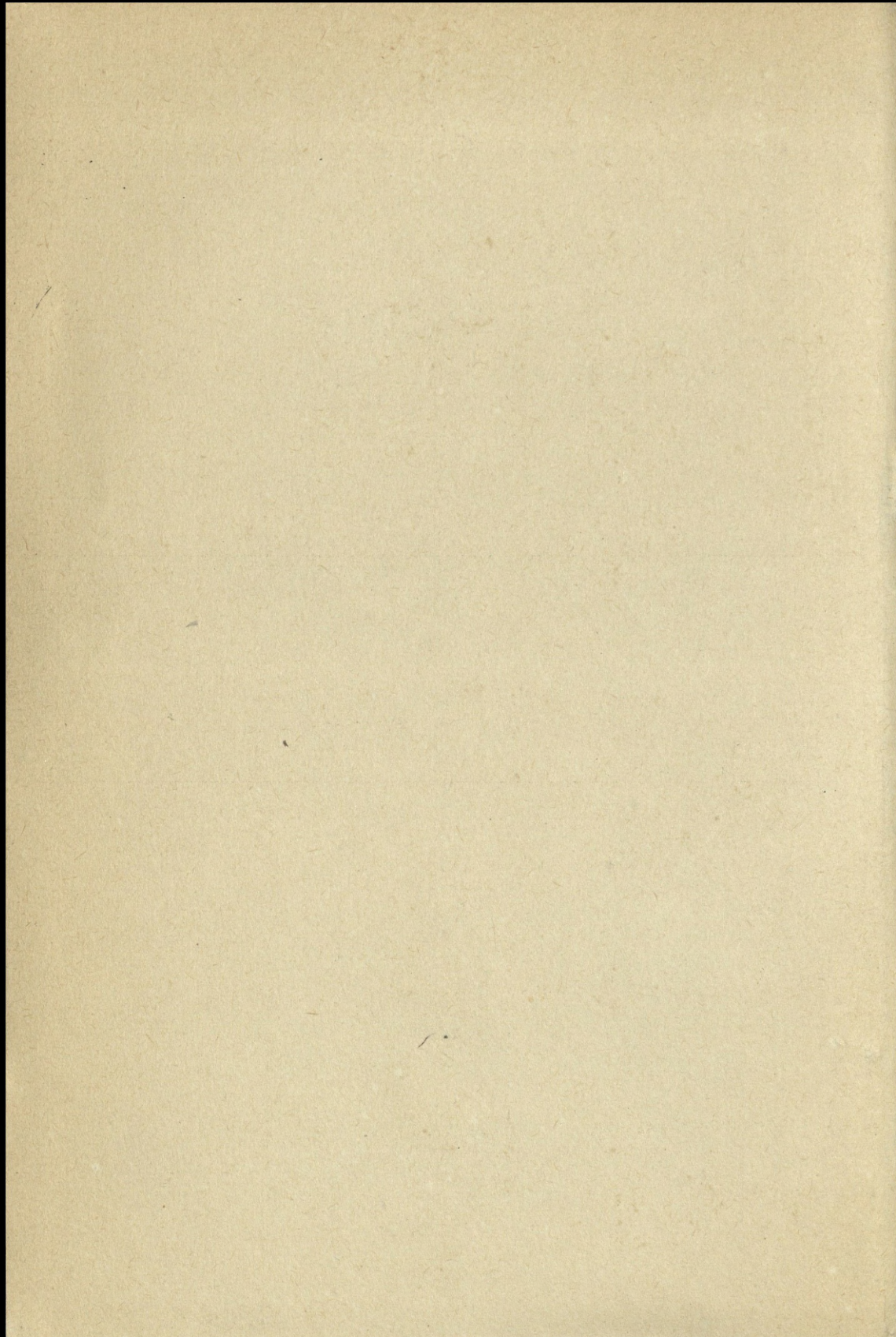
HERAUSGEGEBEN VON EBERHARD KESSEL



Clausewitz Strategie

HERAUSGEGEBEN VON EBERHARD KESSEL

Carl von Clausewitz / Strategie



C a r l v o n C l a u s e w i t z

Strategie

aus dem Jahr 1804
mit Zusätzen von 1808 und 1809

Herausgegeben von
Eberhard Kessel

3. Auflage



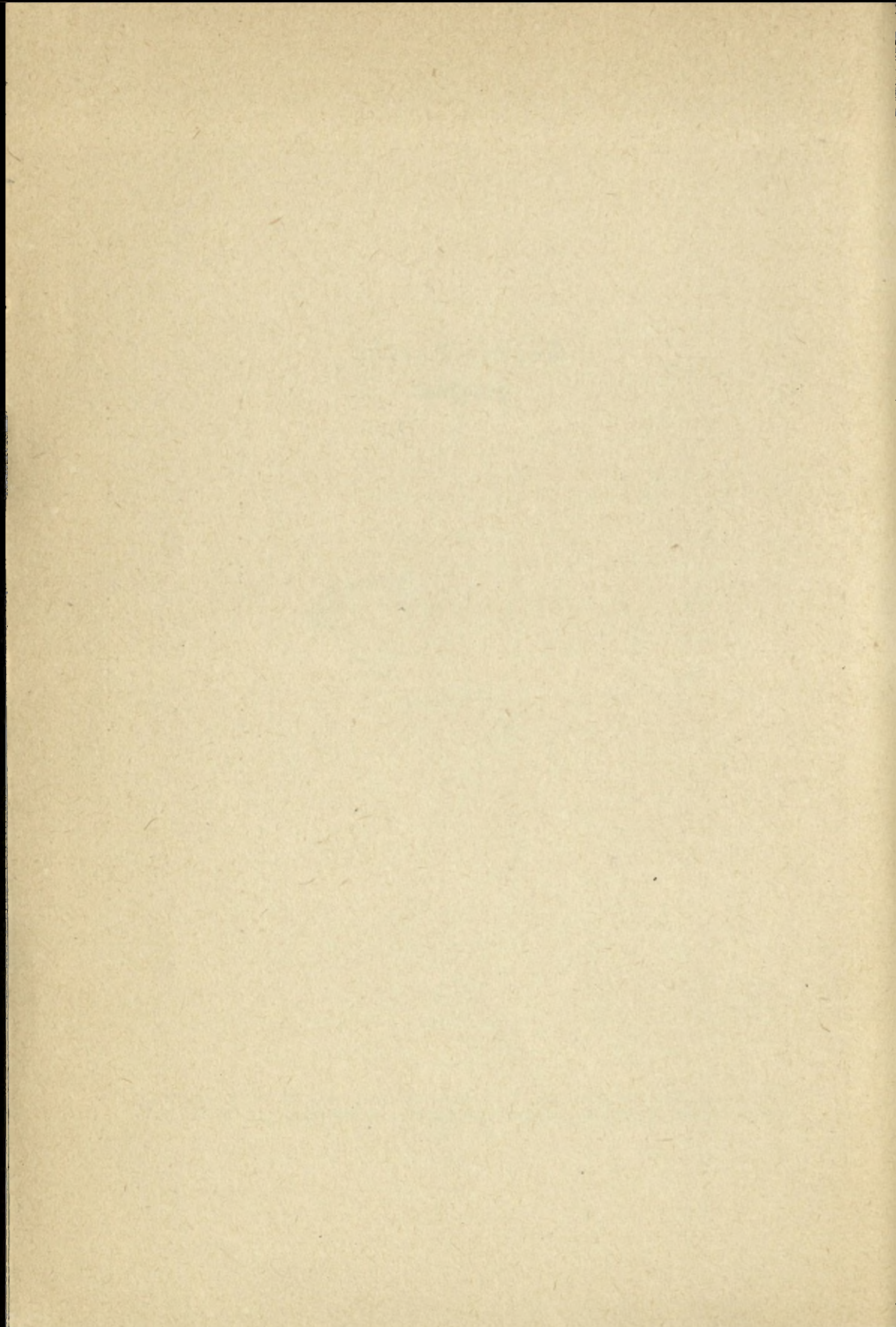
Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

355, 9 (323. 32) : 355, 40



34189/2

Gerwin Roethe
gewidmet



Inhalt

Einleitung des Herausgebers	9
Strategie von 1804	37
1. Winterpostierungen	37
2. Zusammenziehen einer Armee	39
3. Eigenschaften eines Feldherrn	39
4. Über den Augenblick zur Schlacht und zum Kriege	41
5. Über die allgemeinen Maßregeln	42
6. Geist der Kriegskunst bei den Schweizern	43
7. Geist der Praxis	44
8. Operationsplan	45
9. Drei charakteristische Dinge, welche jetzt in der Strategie nicht mehr vor-	
kommen sollten	45
10. Offensiv-Wirksamkeit der Festungen	47
[ohne Nr. und ohne Titel: Entscheidende Bedeutung der Taktik gegen-	
über der Strategie]	
11. Operationsplan	48
12. Operationsplan	49
13. Operationsplan	50
14. Gebirgsverteidigung	56
15. Konzentrische Grenz- und Angriffsform	56
16. Über Gebirgskrieg	58
17. Grundsatz der Tätigkeit	60
18. Operationsplan	60
19. Konzentrische Angriffe	62
20. Definition von Strategie und Taktik	62
21. Geist der Kriegskunst	62
22. Konzentrierung der Kräfte	63
23. Geist der Kriegskunst	63
24. Grundsatz der Tätigkeit	64
25. Verteidigung eines Landes hinter Gebirgen	64
26. Beispiele aus der Geschichte	66
27. Verteidigung der Flüsse	66
28. Ein defensives Kriegstheater	70

Inhalt

Zusatz von 1808	71
29. Über abstrakte Grundsätze der Strategie	71
Zusatz von 1809	74
30. Flußverteidigung und Übergang	74
31. Über Gebirgskrieg	76
32. Caesar	77
33. Strategie und Tattik	78
Anmerkungen des Herausgebers	83
Zur Einleitung	83
Zur Ausgabe	83
Zum Text	83
Handschriftenprobe	61

Einleitung des Herausgebers

Carl von Clausewitz hat in seiner Schrift „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe“, die er in den Jahren 1823/24 niederschrieb, eine schonungslose Schilderung von den Schwächen und dem Niedergang des preußischen Staates vor 1806 gegeben, und er hat dazu bemerkt:

„Von dieser Schilderung kann der Verfasser bei der sorgfältigsten Prüfung seines Gewissens nichts streichen. Er ist in der preußischen Armee groß geworden. Sein Vater war ein Offizier des Siebenjährigen Krieges, voll der Vorurteile seines Standes; in seinem elterlichen Hause sah er fast nur Offiziere, und zwar nicht gerade die gebildetsten und vielseitigsten; mit dem zwölften Jahr wurde er selbst Soldat, machte die Feldzüge von 1793 und 1794 gegen Frankreich mit, und sog in der ganzen ersten Zeit seines Dienstes bis zum Jahr 1800 keine anderen Meinungen ein, als die in der Armee zu Haus waren, von der überwiegenden Vortrefflichkeit des preußischen Heeres und seiner Einrichtungen. Das National- und selbst das Kastengefühl war also in dem Verfasser von jeher so stark und festgewurzelt, wie es nur irgendwo werden kann durch die Erziehung, welche das Leben gibt. Ferner muß der Verfasser von sich bemerken, daß es ihm in dem preußischen Heer stets über Maß und Verdienst glücklich gegangen ist, — unter diesen Umständen verdient das Urteil des Verfassers gewiß nicht, mit dem Mißtrauen angesehen zu werden, als könne es aus einseitigem Umgang, Mißmut, Bitterkeit usw. entstanden sein. Der Verfasser war ein preußischer Offizier ganz im Sinne des Wortes, und wenn er bald anders über das preußische Kriegswesen dachte, als die meisten seiner Kameraden, so war es eine bloße Folge des Nachdenkens. . . . Der Verfasser hatte in seiner Jugend den Krieg gesehen, zwar ohne ihn zu verstehen, allein es war ihm doch der Totaleindruck davon geblieben, — wie wäre es nun bei einigem Nachdenken möglich gewesen, bei diesen Übungen der Potsdamer und Berliner Herbstmanöver nicht gleich auf

den Gedanken zu kommen, daß davon in dem Kriege, welchen wir geführt hatten, ja gar nichts vorgekommen sei."

Wir wissen freilich, daß das National- und Kastengefühl des elterlichen Hauses, von dem Clausewitz hier spricht, ein wenig ein forciertes gewesen ist. Die Clausewitzsche Familie war eigentlich bürgerlich, der Großvater und Urgroßvater waren Theologen, der von der Familientradition behauptete Zusammenhang mit einer adligen Familie gleichen Namens in Schlesien läßt sich nicht nachweisen. Der Vater hatte, nachdem er 1759 in das preußische Heer eingetreten war, den Adel „wieder“ angenommen, aber er war 1767 als Leutnant bereits entlassen worden, und zwar aus keinem anderen Grunde, als deshalb, weil man seinen Adel nicht anerkannte und in jenen Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege im Offiziercorps eine allgemeine Säuberungsaktion von bürgerlichen Elementen vorgenommen wurde. Er wurde mit dem Atziseinnehmerposten in Burg bei Magdeburg versorgt. Burg war der Garnisonort seines alten Regiments. Kein Wunder also, daß die alten Kriegs- und Regimentskameraden in dem elterlichen Hause ein und aus gingen; kein Wunder auch, daß der Vater seine Dienstzeit nicht vergessen konnte und sich nach seiner Uniform zurücksehnte. Noch im Jahre 1786, kurz vor dem Tode Friedrichs des Großen, hat er anlässlich der Errichtung der leichten Infanterieregimenter den Versuch gemacht, wieder als Offizier angestellt zu werden — ohne Erfolg.

Wir können uns danach gut vorstellen, daß, was der preußisch-soldatischen Tradition in der Familie Clausewitz an Alter und Dauer abging, durch Intensität reichlich ersetzt worden ist. Und deshalb wäre es nicht gut zu rechtfertigen, wenn man in jene oben angeführten Worte Clausewitz' von dem ihm eingepägten Kasten- und Nationalgefühl Zweifel setzen wollte. Sie geben uns gleichzeitig einen Fingerzeig, wie der junge Clausewitz, der in straffer friderizianischer Tradition aufgezogen worden war, aus ihr herausgewachsen ist und sie in sich überwunden hat, so daß er zu dem Theoretiker des modernen Krieges, mehr noch: zum Theoretiker des Krieges schlechthin werden konnte, — nämlich durch Nachdenken.

Hier liegt ein sehr wichtiges und der Untersuchung würdiges Problem vor. Die Zeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in die Clausewitz als junger Mensch — er war 1780 in Burg geboren — hineingestellt wurde, war eine Epoche allgemeiner Wandlung, und zwar nicht nur des

politischen und gesellschaftlichen Lebens, wie sie durch die Französische Revolution eingeleitet war, sondern auch des gesamten geistigen Lebens, wie sie erst in den Folgejahren hauptsächlich als Frucht deutschen Geistes in die Erscheinung trat. Clausewitz gehört als einer der Hauptträger dieser Wandlung auf politisch-militärischem Gebiet mit in jene Entwicklung hinein, die uns jüngst Friedrich Meinecke unter der Bezeichnung „Entstehung des Historismus“ als entscheidende Revolution des abendländischen Denkens geschildert hat. Es begreift sich also leicht, wie wichtig die Frage nach der Entwicklung seines Denkens, nach der Entstehung seiner kriegstheoretischen Einsichten ist. Es war kein Vorgang, der sich glatt und reibungslos wie selbstverständlich abgespielt hat. Der junge preußische Offizier war noch durchaus in der Umwelt und den Anschauungen des 18. Jahrhunderts groß geworden, und er war nicht gemacht, etwas leichtfertig aufzugeben, wenn er irgendwo einer neuen und scheinbar einleuchtenden Ansicht begegnete. Das Alte saß sehr fest bei ihm, und er gab es keineswegs ohne weiteres hin, um etwas Neues dagegen einzutauschen. Gerade diese Eigenart führte ihn in die Tiefe der Probleme und ermöglichte es ihm, in dem Wirrwarr von Altem und Neuem, der sich ihm wie in den politischen, so auch in den militärischen Ansichten seiner Zeit darbot, den festen Standpunkt zu finden, von dem aus er die Erscheinungen richtig zu werten vermochte. Wie verächtlich hat er selbst sich 1807 über diejenigen ausgesprochen, die sich allzu leicht dem Neuen anschlossen, ohne zu prüfen und zu wägen: „In niemand erkenne ich leichter die Schwäche und Beschränktheit des Kopfes, als in denen, welche bei dem wirbelnden Strudel einer außerordentlichen Erscheinung mit anscheinender Leichtigkeit und Grazie auf der Oberfläche bleiben und den Strom zu leiten scheinen, weil sie von ihm getragen werden. Wirklich glaubt man anfangs, sie hätten ihn am allerbesten begriffen, weil sie nicht wie andere mit ihm in Widerspruch und Kampf zu sein scheinen. Aber im Grunde beweist das nur ihre spezifisch leichtere Natur. Die Geister, welche des Widerstandes wegen in den Schlund hinabgeworfen und mißhandelt worden sind, welche im ersten Augenblicke ganz unterzugehen, aus der Reihe vernünftiger Wesen vertilgt zu werden scheinen, werden die Natur der Erscheinung am besten erkannt haben. Eine Erscheinung, welche uns aus der dunklen Zukunft plötzlich entgegentritt, wird, wenn sie auch nicht neuer Natur sein sollte, doch im ersten Augenblicke den glatten und eingeübten Ideen Stillstand gebieten und zuweilen auch manche Bewegung

in verkehrter Richtung hervorbringen; es ist die Krise, in welcher unser betrachtender Verstand nach dem Resultate einer neuen Erkenntnis ringt. Was soll man nun von denen glauben, die feigen Ausreißern, welche die Waffen wegwerfen, ähnlich, bei dem ersten Anblicke des Neuen und Außerordentlichen, Geschichte, eigene Erfahrung, lang erkämpfte Grundsätze, Selbstgefühl, kurz die ganze Rüstung des Geistes von sich werfen?"

Also ganz gewiß nicht leichtfertig, und mit der Zeitströmung treibend, hat sich Clausewitz zu einer neuen Staats- und Kriegsanschauung bekannt, sondern im Ringen und in der Auseinandersetzung mit den Erscheinungen der Gegenwart und der Vergangenheit, im Bewußtsein um die unverlierbaren Güter der Menschengeschichte und in dem sicheren Instinkt, der das Wesentliche und den Kern in den wechselnden Epochen festhielt.

Aber so brennend das Problem und so wichtig die Frage ist, wie diese Wandlung möglich war im Festhalten an dem Beständigen, nicht nur im Hinblick auf die Persönlichkeit von Clausewitz, sondern darüber hinaus im Hinblick gerade auch auf die Wandlung der Gegenwart, so wenig Einzelheiten wissen wir im Grunde von diesem individuellen Lebensprozeß, der so reizvoll und so bedeutsam für uns ist. Die Quellen über seine persönliche Entwicklung beginnen erst reichlicher zu fließen in einer Zeit, in der er die Wendung zum Neuen bereits vollzogen hatte, und die zurückgewandten Äußerungen aus einer späteren Zeit, wie jene, die zu Beginn erwähnt wurde, sie können uns doch über die Einzelheiten dieses Prozesses wenig aussagen, nur allgemeine, freilich nicht unwesentliche Hinweise geben. Um so wichtiger ist es, alle die Zeugnisse zu sichten, die aus der früheren Zeit auf uns gekommen sind, sie zu befragen und zu vergleichen, gerade auch mit Rücksicht auf das militärische Detail seiner kriegstheoretischen Ansichten. Am wichtigsten erscheint dabei die Zeit vor dem Krieg von 1806. Seit diesem Jahre haben wir in der Korrespondenz Clausewitz' mit seiner Braut ein deutliches Bild seiner Persönlichkeitsentwicklung. Aus der Zeit des Krieges und seiner Gefangenschaft in Frankreich liegen Niederschriften und Aufsätze vor, die bekannt sind. Dann trat er in den Kreis der Reformer ein. Und schon gibt der Dreißigjährige einen ersten Umriß seiner Lehre vom Kriege in den „wichtigsten Grundsätzen des Kriegsführens zur Ergänzung meines Unterrichts bei Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen“ von 1812.

Die Betrachtung dieser Schrift war bisher der gebotene Ausgangspunkt für die Untersuchung des Wachstums und der Entstehung von Clausewitz'

kriegstheoretischen Einsichten. Was wir aus der früheren Zeit dazu heranziehen konnten, war nicht eben viel. Wenn wir von den für das militärische Gebiet weniger und nur mittelbar in Betracht kommenden politischen Aphorismen absehen, so war das einmal eine Rezension von Dietrich Heinrich von Bülow's „Lehrsätzen des neueren Krieges, oder reinen und angewandten Strategie aus dem Geist des neueren Kriegssystems hergeleitet . . .“ aus dem Jahre 1805, sodann eine kriegsgeschichtliche Arbeit über Gustav Adolf, die 1837 aus dem Nachlaß unter den historischen Materialien zur Strategie veröffentlicht worden ist, aber, wie schon damals erkannt wurde, in die Frühzeit vor 1806 gehört, und schließlich ein deutlich damit im Zusammenhang stehender Aufsatz, betitelt „Ansichten aus der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“, bisher nur bekannt aus Mitteilungen, die Hans Rothfels darüber aus dem Nachlaß Clausewitz' gemacht hat.

Wir sind nun in der Lage, unsere Kenntnis von diesen Dingen auf eine wesentlich breitere Grundlage zu stellen durch einen Zufallsfund, der im folgenden bekanntgegeben werden soll: ein Manuskript von der Hand Clausewitz', überschrieben „Strategie“ und datiert aus dem Jahre 1804 mit Zusätzen von 1808 und 1809. Es ist ein Heft in Kleinquart mit 84 Seiten, davon 78½ Seiten fortlaufend beschrieben, und auf der letzten Seite noch von anderer Hand ein Register. In die von Clausewitz dem Text hinzugefügten Jahreszahlen ist kein Zweifel zu setzen. Sagen wir von hinten an: 1809 ist ganz deutlich unmittelbar unter dem frischen Eindruck der Schlacht von Aspern geschrieben, das Stück vorher also früher; da Clausewitz selbst 1808 darüber geschrieben, stimmt alles zusammen. Der Hauptteil der Schrift steht unter der Jahreszahl 1804; mancherlei Parallelen mit den soeben aufgeführten frühen Niederschriften bestätigen es, insbesondere auch die Bülow-Rezension, die offenbar wenig später anzusetzen ist, wie die Definition von Strategie und Taktik wahrscheinlich macht. Höchstens, daß die Niederschrift 1804 angefangen und noch 1805 fortgesetzt worden ist; denn es sind Bemerkungen zum Thema, die ohne Ordnung und Systematik aneinandergesügt sind und zwischen denen jeweils ein gewisser zeitlicher Abstand, vielleicht von Tagen, vielleicht von Monaten möglich ist. Doch nehmen wir nirgends irgendwelche Kenntnis von den Ereignissen des Feldzugs von 1805 wahr. Auf jeden Fall — und das ist das Entscheidende — ist dieser Hauptteil der Schrift vor dem Kriege von 1806 niedergeschrieben worden.

Wir haben es also mit einer kriegstheoretischen Niederschrift Clausewicz' im wesentlichen aus dem Jahre 1804 zu tun.

Clausewicz war damals 24 Jahre alt. Er war nach notdürftigem Schulbesuch in seiner Vaterstadt Burg mit 12 Jahren als Junfer in das preussische Infanterieregiment Prinz Ferdinand (Nr. 34) eingetreten, das in Ruppin in Garnison stand. 1793—1795 machte er mit seinem Regiment die Rheinfeldzüge mit, wurde 1794 Fähnrich und 1795 kurz vor dem Abschluß des Basler Friedens Sekondeleutnant. Nach dem Friedensschluß kehrte er mit seinem Regiment nach Ruppin zurück und verlebte dort die nächsten sechs Jahre, nach seinem eigenen Ausdruck: „in einer kleinen Garnison eingezwängt, von lauter prosaischen Erscheinungen und Menschen umgeben und bearbeitet.“ Im Jahre 1801 aber wurde er zur Kriegsschule nach Berlin kommandiert, deren Leitung damals der gerade aus hannoverschen Diensten herübergekommene Scharnhorst übernahm. Clausewicz machte den dreijährigen Kursus der Akademie durch, lenkte dabei sehr bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten, insbesondere Scharnhorsts auf sich und wurde nach Absolvierung des Lehrgangs 1804 als Adjutant für den zweiten Sohn des Prinzen Ferdinand, den Prinzen August, ausgesucht, mit dem zusammen er dann auch den unglücklichen Feldzug von 1806 mitmachte.

Wir wissen aus Clausewicz' späteren Äußerungen, was für ihn das Kommando zur Akademie nach Berlin und der Umgang mit Scharnhorst bedeutet hat, nämlich die entscheidende Wendung für sein ganzes Leben: „da war die Tendenz meines Lebens mit einem Male in Übereinstimmung mit meinem Tun und Hoffen.“ Das gilt sowohl in persönlich menschlicher wie in fachlich militärischer Hinsicht. Der junge Offizier, der bisher aus Mangel an Bildung und Anleitung der ihn bedrängenden Zeitererscheinungen nicht hatte Herr werden können, fand jetzt den Standpunkt, von dem aus er sich orientieren, und die Richtung, in der er selbständig arbeiten konnte. Clausewicz hat von der Art des Scharnhorstischen Unterrichts später in der feinsinnigen Charakteristik seines Lehrers eine lebendige Schilderung entworfen, und wir können uns danach gut vorstellen, wie die verständnisvolle und vom Stoff durchdrungene Unterweisung auf den kongenialen Schüler gewirkt haben mag. Andererseits aber steht fest, daß die Selbständigkeit des Jüngeren durch die Überlegenheit und Erfahrung des Älteren nirgends beeinträchtigt worden ist, daß sie vielmehr unter der Leitung des älteren Freundes an Sicherheit und Selbstgewißheit gewon-

nen, daß sie nun erst zur vollen Entfaltung gekommen ist. Damit ergibt sich als weitere reizvolle und wichtige Aufgabe der Untersuchung die Frage nach der Übereinstimmung und Verschiedenheit der beiden großen Kriegslehremeister, nach dem Grad des Einflusses des Alters auf den Jüngeren und nach der Eigenart, die der Schüler der Unterweisung seines Meisters entgegenbrachte.

Scharnhorst war, soweit wir erkennen können, der erste und vor 1806 wohl überhaupt so ziemlich der einzige, der die Erscheinung der Französischen Revolutionskriege und Napoleons unmittelbar richtig auffaßte, der trotz eigener inniger Verwurzelung in der alten Kriegskunst des 18. Jahrhunderts die neue Zeit in ihrem Wesen und ihren Aufgaben erkannte und durch die wechselnden Daseinsformen der Kriege hindurch zu dem Kern und den Grundlagen der Kriegskunst überhaupt vordrang. Er beschränkte sich dabei keineswegs auf die Betrachtung der neuesten Erscheinungen, vielmehr zog er gerade auch die älteren Kriege heran, durchforschte sie mit der ihm eigenen Genauigkeit auf die zeitbedingten und zeitlosen Elemente in ihnen und gewann so eine Lehre vom Kriege, die über den flüchtigen Augenblick hinweg Wert und Geltung hatte. Um dies zu können, mußte er sich von den die Kriegslehre des 18. Jahrhunderts beherrschenden einseitigen Vorstellungen freimachen, deren rationalistische Tendenz das Wesen des Krieges mehr und mehr verdunkelt hatte.

Die Kriegskunst des 18. Jahrhunderts hatte sich unter dem Eindruck der sie bestimmenden materiellen Verhältnisse und der rationalistischen Geisteshaltung der Zeit in einer ganz bestimmten Richtung entwickelt: Die Beschränktheit der Mittel verlangte Vorsicht und Behutsamkeit, der Geist der Zeit Methode und Systematik. Nichts dem Zufall zu überlassen, galt als höchste Vollkommenheit des Feldherren. Dies Streben nach Ausschaltung des Zufalls, des Irrationalen aus der Kriegführung gab der gesamten Kriegstheorie der Zeit ihr charakteristisches Gepräge. Aus ihm lassen sich alle anderen Grundsätze ableiten, so die Lehre von der Vermeidung der Selbstschlacht ohne hinlängliche Gewißheit oder Sicherheit des Erfolges oder etwa die These, man dürfe nur Unternehmungen wagen, die bei einem möglichst kleinen Risiko einen möglichst großen Gewinn versprechen. Die Scheu vor der Schlachtentscheidung, materiell begründet durch Schwierigkeiten des Heeresersatzes und die Kostbarkeit des Instruments der Kriegführung, fand auf diese Weise ihre theoretische Rechtfertigung. Aber es war im Grunde nicht die Schlacht, die man nach Mög-



lichkeit zu vermeiden lehrte, sondern das Wagnis überhaupt. Auch Demonstrationen und Diversionen, deren Erfolg nicht hochgradig sicher schien, sollten vermieden werden. Und hier ließ sich das Element des Zufalls allerdings einigermaßen ausschalten, am wenigsten war das faktisch bei der Schlacht möglich, und in dem Grade, wie man das einsah, kam man gegen Ende des Jahrhunderts zu der Anschauung, die Schlacht sei überhaupt schädlich und auch unnötig, wenn man sich richtig verhielte. Dies gedankliche Kunststück hat gerade ein Mann wie Dietrich Heinrich von Bülow fertig gebracht und ausführlich zu beweisen versucht. Aber es war auf der anderen Seite klar, daß der gesunde Menschenverstand die Schlacht nicht gänzlich aufgeben konnte, so sehr er auch unter dem Eindruck der Umstände ihren Gebrauch einzuschränken für nötig hielt. Hier mußte aus der Erkenntnis, daß sich das Element des Zufalls eben tatsächlich nicht aus der Kriegführung, am allerwenigsten beim Kampf ausschalten ließe, eine gänzliche Umwertung und Umstellung hervorgehen. Das, was den Rationalismus fehlerhaft machte, war ja gar nicht das Verstandesmäßige, sondern gerade das Glaubenselement, das in ihm steckte: Nicht der Verstand, sondern der Glaube an ihn führte auf Irrwege. Das Reifwerden des Verstandes, der seine eigenen Schranken erkannte, mußte in der Kriegstheorie wie überall zur Überwindung des Rationalismus führen.

Einen ersten energischen Vorstoß in dieser Richtung hatte vor Scharnhorst bereits Georg Heinrich von Berenhorst mit seinen Betrachtungen über die Kriegskunst geführt, aber seine Wertmaßstäbe waren doch noch überall rationalistischen Ursprungs, von dem er sich nicht ganz frei machen konnte. So hatte denn sein Versuch auch nicht den gewünschten Erfolg. Vielmehr sind die extremsten Systematiker in der Kriegstheorie erst nach ihm aufgetreten, zum Teil geradezu an ihn anknüpfend: Dietrich Heinrich von Bülow und Matthieu Dumas, gegen die sich Clausewitz denn auch mehrfach ablehnend ausgesprochen hat. Zu ihnen gesellte sich noch später der Schweizer Jomini, der lange Zeit als der unumstritten klarste Theoretiker der napoleonischen Kriegskunst galt, und Erzherzog Carl von Österreich. Man sieht daran auch, daß dieser Prozeß der Überwindung des Rationalismus nicht unbedingt notwendig verbunden sein mußte mit jener materiellen Wandlung des Krieges, die aus der Französischen Revolution mit ihren Massenheeren hervorging. Daß beides zusammentraf, war ein eigentümlich sinnvoller Vorgang, aber es ließe sich an sich eine jede von beiden Erscheinungen für sich gesondert denken. Auch ohne die

politische und soziale Wandlung der Französischen Revolution hätte jener Umwertungsprozeß vor sich gehen können und umgekehrt.

Das ist eine Beobachtung, die wir auch an Clausewitz machen können, und die sich unter anderem gerade aus der Betrachtung der vorliegenden Schrift ergibt. Hans Rothfels hat schon darauf hingewiesen, daß in Clausewitz' frühen politischen Äußerungen „die Hauptgegenstände der damaligen sozusagen fachpolitischen Diskussion, die allgemeinen Fragen der inneren staatlichen und sozialen Organisation unberührt bleiben“. Nicht anders ist es in Clausewitz' frühen militärischen Schriften: auch hier nichts über die brennenden Fragen der Heeresorganisation und über den Zusammenhang von Heer und Volk. Dabei hing das Kernproblem, um das es sich hier handelte, doch eigentlich unmittelbar mit den moralischen Größen im Kriege zusammen, auf die Clausewitz seine Gedanken über den Krieg vornehmlich gründete. Am Schluß seiner Arbeit über die Feldzüge Gustav Adolfs, die — wie erwähnt — aus der Frühzeit vor 1806 stammt, scheint dieser Zusammenhang auch kurz angedeutet. Aber es ist doch nur ein sehr flüchtiger Hinweis, der uns nicht eben viel zu sagen vermag. Ebenso wird in der „Strategie“ von 1804 zuweilen vom „Insurrektionskrieg“ mit seinen besonderen Eigenschaften gesprochen, aber etwas deutlicher dann erst in den Zusätzen, also nach dem Kriege von 1806, und da ist es nicht mehr so bedeutsam für diese Frage.

Es dürfte ziemlich sicher sein, daß sich Clausewitz in diesem Anfangsstadium seines kriegstheoretischen Denkens noch nicht über die Tragweite der organisatorischen und sozialen Probleme klargewesen ist, daß er auch die letzten Gründe für die Unterschiede zwischen der Kriegskunst des 18. und der des 19. Jahrhunderts noch nicht gesehen hat. Die neuen materiellen Grundlagen der Kriegskunst Napoleons waren ihm zum Teil selbstverständlich, zum Teil aber waren sie ihm weniger wichtig; denn die Unterschiede als solche hat er natürlich wahrgenommen. Aber gerade das wird aus diesem Sachverhalt deutlich, daß Clausewitz überhaupt bei seinen Betrachtungen nicht eigentlich von diesen Problemen ausgegangen war. Es gewinnt den Anschein, daß Clausewitz' Erkenntnis von dem Wert und der Bedeutung der moralischen Elemente im Kriege nichts mit der Wandlung der Kriegskunst durch die Französische Revolution zu tun gehabt hat. Er hatte auch die Schattenseiten der Revolution gerade in ideeller Hinsicht zu deutlich vor Augen, um den aus ihr geborenen „Enthusiasmus“ nicht zu überschätzen. Seine Erkenntnis von den moralischen Größen im Kriege

hatte andere Quellen. Sie ging überhaupt nicht vom Heer und den Soldaten aus, sondern von der Persönlichkeit des Feldherrn. Napoleon hat auf Clausewitz einen sehr viel stärkeren Eindruck gemacht als die ganze Französische Revolution. Darin zeigt sich auch der Soldat in Clausewitz, dessen Blick viel weniger auf die Zusammenhänge zwischen Armee und Volk, auf die Masse der Soldaten, als auf den Krieg und den Führer gerichtet war. Auf die anderen Probleme ist er erst durch spätere Überlegung gekommen. Darin zeigt sich aber ferner auch noch der Zusammenhang Clausewitz' mit der Kriegskunst der Vergangenheit, die das moralische Element im Feldherrn wenn auch in der Theorie nicht einzugliedern wußte, so doch in der Praxis durchaus richtig einschätzte, die aber so gar nichts wußte von der Bedeutung der moralischen Größen für die Masse der Soldaten, wobei allerdings die Zeitverhältnisse entscheidend ins Gewicht fielen. Diese Zeitverhältnisse des 18. Jahrhunderts bestanden aber für das preussische Heer noch bis zum Jahre 1806, und so hat Clausewitz im Anfang eben als selbstverständlich mit ihnen zu rechnen gehabt. So hören wir denn aus den vorliegenden kriegstheoretischen Betrachtungen mit keinem Wort etwas über die Bedeutung der Revolutionskriege in der Entwicklung der Kriegskunst. Selbst Napoleon kommt in dem Hauptteil von 1804 nur wenige Male vor. Mit anderen Worten: Diese strategischen Bemerkungen aus dem Jahre 1804 sind unabhängig von dem zeitgeschichtlichen Moment der Französischen Revolution, sofern sie eine Wandlung in der Struktur des Staats- und Heerwesens gebracht hatte. Sie sind der Anfang einer neuen zeitlosen Kriegstheorie, zu der die persönliche Erfahrung und Reise erst später wesentliche Stücke hinzugefügt hat. Aber sie stellen von vornherein einen Erfolg versprechenden Anfang dar, in dem die Keime der späteren umfassenden Lehre schon überall vorhanden, die allgemeine Richtung auf das Wesen des wirklichen Krieges bereits gewonnen ist.

Sreilich wird der moderne Leser bei den ersten Nummern zunächst etwas enttäuscht sein. Wenn er erwarten würde, den kühnen und glänzenden Entwurf einer Kriegstheorie in vielleicht nicht durchweg glücklichen und formvollendeten, aber doch immer markanten Strichen gezeichnet zu sehen, so würde er sich getäuscht sehen. Es ist eine zwanglose Folge einigermaßen willkürlich aneinander gehängter Betrachtungen, die selbstsamerweise mit einem Kapitel über Winterpostierungen anfängt. Vielleicht aber lag in diesem Anfang überhaupt noch etwas System; denn Nr. 2 handelt sodann vom Zusammenziehen der Truppen aus den Quar-

tieren, und so hätte die Behandlung eines Feldzuges sich daran anschließen können. Nr. 3 bringt jedoch Bemerkungen über die „Eigenschaften des Feldherrn“, und damit wird jeder systematische Zusammenhang verlassen. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt, wie die Nummernüberschriften abwechseln, sich wiederholen oder unterbrochen werden usw. Und das, was dann zu den einzelnen Überschriften gesagt wird, ist von irgendwelcher vorher überlegten Ordnung und Gliederung weit entfernt und erschöpft auch nicht das jeweils genannte Thema. Wie erstaunt man z. B., wenn man Nr. 26 „Beispiele aus der Geschichte“ liest! Es ist dies freilich der trasseste Fall von Überraschung, den wir bei der Lektüre erleben. Aber auch der Inhalt des Kapitels über die Eigenschaften des Feldherrn dürfte zunächst zumeist nicht den Erwartungen entsprechen, mit denen der Leser es sich vornimmt: Es ist im wesentlichen negativer Natur; es zählt auf, was der Feldherr alles nicht zu wissen und zu sein braucht; um dann freilich zum Schluß mit ein paar kurzen Worten die eigene positive Ansicht zu geben. Man sieht, wenn man es nicht schon an den freilich farblosen ersten beiden Nummern gespürt haben sollte, was Clausewitz bei der Niederschrift dieser Bemerkungen vornehmlich die Feder geführt hat: die Opposition, der Gegensatz zu der herrschenden Meinung. Und dabei fällt sofort die Sicherheit der Kritik, der Schwung und die Rücksichtslosigkeit der Sprache, die im wesentlichen doch unbeirrbar Kampfhaltung gegen die rationalistischen Tendenzen der Kriegstheorie der Zeit auf; es ist der gleiche Grundton wie in der Bülow-Rezension, die schon kurz erwähnt wurde, nur noch freier und ungezwungener, noch souveräner und überlegener, da dies hier nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist; es sind Bemerkungen, die er nur für sich selbst niedergeschrieben hat. Seine Entrüstung findet mitunter starke Ausdrücke wider die eitlen Systemmacher, und mit aller Schärfe setzt er seine Meinung dagegen, die dann freilich im Ausdruck zuweilen eine scheinbare Übertreibung erfahren mochte. In Nr. 12 sagt er geradezu, er möge es nicht drucken lassen, aber bei sich selbst sei er überzeugt, ein General könne niemals zu kühn sein. Am Schluß von Nr. 13 läßt er dann allerdings diejenigen, „die in diesem Buche blättern sollten“, ein, den Gegenstand rein durchzudenken und dann zu entscheiden, aber im allgemeinen scheint er bei der Niederschrift nicht an Leser und damit an die Möglichkeit von Mißverständnissen gedacht zu haben. Das verpflichtet uns heute, bei der Auslegung und Ausdeutung vorsichtig zu verfahren und niemals Grundauffassung und Folgerungen aus dem Auge

zu verlieren, um vor Mißverständnissen bewahrt zu bleiben. Es kommt einmal darauf an, den Gegenstand selbständig mit durchzudenken, wie es Clausewitz verlangt, dann aber darüber hinaus immer die Gegner im Auge zu behalten, gegen die Clausewitz sich ständig wendet. Sie sind uns heute naturgemäß nicht mehr so lebendig, und überhaupt ist vieles von dem, was Clausewitz im Gegensatz zu den früheren Anschauungen gesagt, inzwischen längst Allgemeingut geworden und wird manchen als selbstverständlich anmuten. Aber es ist gut, sich auch auf dieses scheinbar Selbstverständliche immer wieder zu besinnen. Anderes jedoch ist uns bereits schon wieder aus dem Gedächtnis entschwunden und bedarf gerade in der heutigen Lage sehr der Erinnerung.

Die Bemerkungen Clausewitz' über die Eigenschaften des Feldherrn gemahnen unwillkürlich an das Kapitel im Buch vom Kriege „Der kriegerische Genius“ (I,3). Aber welch ein Unterschied trotz der fraglos vorhandenen gleichen Grundhaltung! Wir können hier ermessen, welchen Weg Clausewitz von dem einfachen Gegenschlag gegen die früheren Lehren bis zur klaren und reifen Formulierung seiner positiven Ansichten zu gehen hatte. Und doch sehen wir Clausewitz hier bereits einen eigentümlichen, für ihn so überaus bezeichnenden Terminus prägen, der alle spätere ausführlichere Diskussion in sich schließt, den von der „starken emporstrebenden Seele“ des Feldherrn. Ganz falsch wäre es freilich, wenn man die mit überscharfer Ablehnung formulierten negativen Feststellungen über das, was der Feldherr alles nicht brauche, dahin ausdeuten wollte, als wäre Clausewitz der Meinung gewesen, der Feldherr brauche tatsächlich kaum etwas zu wissen. Seine späteren Äußerungen darüber lauteten denn auch sehr viel umfassender und vorsichtiger. Hier kam es ihm nur darauf an zu sagen, daß die charakterlichen Eigenschaften eben sehr viel wichtiger wären, in dem gleichen Sinne, wie Scharnhorst 1806 gesagt hat: „Man hat in unseren Zeiten den glücklichen Ausgang der Kriege zu sehr den Talenten der Heerführer zugeschrieben — die Festigkeit des Charakters hatte daran einen größeren Anteil.“ Ein gewisses Maß an Wissen hielt Clausewitz jedenfalls für selbstverständliche Voraussetzung, und er bezeichnet es als „lächerlich“, jemand an die Spitze eines Heeres zu stellen, der nie militärische Studien getrieben habe, was gleichwohl so oft geschehen wäre. Aber das, was diesem Wissen erst Bedeutung verleiht, ist eben der Charakter des Feldherrn. Darin wurde er durch die Persönlichkeiten der französischen Revolutionsgenerale bestärkt, die er in den Grundsätzen von

1812 für diese seine These anführt. Freilich liegt hierin auch eine gewisse Verkenntnis des Unterschiedes zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert in der Kriegskunst vor, die Clausewitz später im Buch vom Kriege überwunden hat. Aber der wahre Kern seiner Ansicht wird davon nicht berührt.

In der gleichen Richtung liegt auch seine geringschätzige Bemerkung über die Feldzugspläne, die er in den Grundsätzen von 1812 ausgesprochen hat: „... einen guten Operationsplan gemacht zu haben, ist noch kein großes Meisterstück. Die ganze Schwierigkeit besteht darin, den Grundsätzen, welche man sich gemacht hat, in der Ausführung treu zu bleiben.“ Davon ist nun hier 1804 noch nicht mit so deutlicher Zuspitzung die Rede. Aber in Nr. 7 führt er unter der Überschrift „Geist der Praxis“ ein Beispiel an, das in dies Gebiet gehört und das sehr bezeichnend und wichtig ist. Im übrigen sind die Betrachtungen über den Operationsplan, denen Clausewitz immer wieder einen neuen Abschnitt widmet, recht eigentlich das Kernstück der Schrift. Es ist auch hier wieder ein großer Teil Aufräumarbeit, die er leistet. Dann aber kommt er zu erstaunlich klaren und unterschiedenen positiven Festsetzungen, deren Gültigkeit unbestreitbar ist und die dann auch in die Clausewitzsche Lehre vom Kriege eingegangen sind. Fraglos können wir hier auch Fortwirken und Frucht des Unterrichts von Scharnhorst erkennen, der eben die Grundsätze der Geradlinigkeit und Einfachheit in den Operationsplänen an der Berliner Kriegsakademie gelehrt hatte. In den Grundsätzen von 1812 kommt das in ganz anderer, straffer konzentrierter Form zur Sprache. Erst die vorliegende Niederschrift von 1804 macht uns deutlich, wie diese Gedanken entstanden sind. Andererseits ist Clausewitz' Meinung über konzentrische Operationen in den Grundsätzen von 1812 viel stärker von den Zeitereignissen der napoleonischen Kriege — und von Jomini — abhängig als in der Strategie von 1804, und erst wieder in den betreffenden Abschnitten des Buches vom Kriege finden wir allseitigere und richtigere Formulierungen.

In dem Teil der „Strategie“, der vom Jahre 1804 datiert ist, kommt Jomini überhaupt nicht vor, und es ist deutlich, daß Clausewitz damals noch nichts von ihm gelesen hat. Erst in dem Zusatz von 1808 tritt er in Erscheinung, und zwar in einer Art, die erkennen läßt, daß Clausewitz erst kurz zuvor Kenntnis von ihm genommen. Auch dies ist sogleich mit Widerspruch und Opposition geschehen, wenn Clausewitz auch eingesteht, daß Jomini viel solider rasonniere und nicht ganz so falsche Behauptungen

aufstelle wie die anderen. Daß auch er ein Systematiker war, hatte Clausewitz sofort gespürt, und gegen die Behandlung der friderizianischen Feldzüge durch ihn lehnte er sich in einem sicheren Instinkt für historische und militärische Größe auf. Seine eigene Ansicht von den Feldzügen des Siebenjährigen Krieges, die er daneben stellt, ist überdies eigenartig und interessant, wenn sie auch nicht den Kern der Sache trifft; jedenfalls tritt ein von Clausewitz im Gegensatz zu der bisherigen Auffassung besonders gewertetes Element der Kriegsführung hier wieder in die Erscheinung: der Mut und die Kühnheit des Feldherrn und die Umstände, die auf beides einen Einfluß ausüben.

Das ist nun überhaupt die Idee, die in der Hauptsache die vorliegende Schrift erfüllt, die außerdem das wirklich ganz Clausewitz eigene darstellt. Sie liegt seiner Opposition gegen die Methodik und Systematik des 18. Jahrhunderts vornehmlich zugrunde. Es handelt sich dabei um die Lehre von den moralischen Größen im Kriege, auf die vorhin schon hingewiesen wurde. Unbedingt spricht Clausewitz hier dem Angriff den Vorzug vor der Verteidigung zu. Immer ist er darauf aus, Wagemut und Initiative zu fördern. Niemals dürfe der militärische Führer hinter den Angriffsmöglichkeiten zurückbleiben. Er macht von dem Element der Kühnheit die Wahl des Operationsplans abhängig: Ein jeder soll so kühn sein, wie er es sich zu sein zutraut! Und in diesem Zusammenhang das Bekenntnis, niemand könne zu kühn sein, „vorausgesetzt, daß er bei Sinnen ist . . .“ Das alles wendet sich wohlverstanden gegen die Kriegstheorie des 18. Jahrhunderts, die Vorsicht und immer wieder Vorsicht predigte. Clausewitz hält offenbar den Menschen von Natur bereits nur zu sehr zur Vorsicht geneigt, und die Erfahrungen aus der Kriegsgeschichte des 18. Jahrhunderts mochten zu dieser Auffassung berechtigen. Wenn Friedrich der Große gemeint hatte: Aus einem Fabius könne wohl ein Hannibal werden, schließlich aber ein Hannibal aus einem Fabius, so war Clausewitz offenbar gerade umgekehrter Ansicht. Darin zeigt sich ein durchaus in den Verhältnissen begründeter Unterschied in den Anschauungen vom Kriege zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert. Was Clausewitz überhaupt über Fabius und Daun, über das „Zaudern“ und das „Zeitgewinnen“ sagt, ist ungemein bezeichnend für ihn und darüber hinaus unanfechtbar auch im Rahmen der Kriegsführung des 18. Jahrhunderts. Er ist weit entfernt davon, den Fabius zu loben oder etwa gar Daun für einen bedeutenden Feldherrn zu halten. Er hatte ganz richtig erkannt, daß Österreich im

Siebenjährigen Kriege die Initiative zugefallen war, daß es überdies die faktische Übermacht besaß: hier war also gar kein Anlaß zum Zaudern gegeben! Und von Sabinus meinte Clausewitz: er zögerte nicht aus Überlegung, sondern aus Veranlagung. Ein vollkommen zutreffendes Urteil, nur daß in diesem Falle persönliche Eigenart des Feldherrn und Erfordernis der Lage zusammenstimmten, was bei Daun im Siebenjährigen Kriege nicht der Fall war.

Alles dies zeigt aber auch, in welchem Grade Clausewitz' theoretisches Denken von der Persönlichkeit des Feldherrn ausging. Besonders deutlich wird das etwa in seiner Behandlung des Gebirgskrieges, auf den er in den vorliegenden Betrachtungen immer wieder zurückkam, und dem er auch unter den Zusätzen von 1809 noch einen Abschnitt widmete. Er zeigt darin eine deutliche Abneigung gegen diese Art des Krieges, die er nur im Insurrektionskriege als nützlich gelten lassen will. Der Grund ist von Anfang an klar, obschon erst 1809 von Clausewitz mit aller Deutlichkeit ausgesprochen: Der Feldherr ist im Gebirge weniger Herr seiner Truppen; er ist beengt in seinen strategischen Maßnahmen, er ist abhängig vom Gelände in einem Grade, der ihm die freie Verwendung seiner Streitkräfte hindert. So erscheint Clausewitz die Ebene als der natürliche und gegebene Schauplatz des Feldkrieges — auch für den Verteidigungskrieg. Denn ein Verteidigungskrieg ohne örtliches angriffsweises Verfahren ist ihm undenkbar; zum Angriff aber ist Konzentration der Kräfte notwendig, was im Gebirge mit Schwierigkeiten verknüpft ist; der Verteidiger befindet sich hier also im Nachteil gegenüber dem Angreifer, der sich von vornherein zur Offensive konzentrieren kann. In der Vorliebe Clausewitz' für die freie Ebene, die in den Grundsätzen von 1812 in der gleichen Form wiederkehrt und erst im Buch vom Kriege die erforderlichen Einschränkungen erfährt, zeigt sich zweifellos ein Element aus den materiellen Voraussetzungen der Kriege des 18. Jahrhunderts, die aus den gleichen Gründen die Ebene suchten. Allerdings hatte dann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Meinung um sich gegriffen, daß das Gebirge der Verteidigung günstig wäre; aber das war durchaus schon im Rahmen der Anschauungen und der Gegebenheiten des 18. Jahrhunderts, in dieser absoluten Fassung ein Irrtum. Es steckte wohl etwas richtiges darin, aber dieses Richtige war nicht an die Erscheinungsform des Krieges in jener Zeit gebunden.

Ebensowenig war auch die Lehre von der Verteilung der Streitkräfte, die gegen Ende des Jahrhunderts zu dem übel berüchtigten „Kordon“

System“ führte, eine spezifische Erscheinung der Kriegskunst des 18. Jahrhunderts, sie war vielmehr in ihrer Zuspitzung lediglich eine Entartung, die für Wesen und Charakter des Krieges des 18. Jahrhunderts nicht entscheidend gewesen ist. Vielmehr hat auch im 18. Jahrhundert wie zu allen Zeiten der Grundsatz von der Konzentration der Streitkräfte gegolten, und ist auch überall mit wünschenswerter Deutlichkeit ausgesprochen worden. Freilich nicht mit jenem Absolutheitsanspruch, wie es dann Jomini tat, aber darin lag ja gerade der Fehler Jominis. Auch Clausewitz vertritt in der Strategie von 1804 selbstverständlich die Lehre von der Notwendigkeit der Konzentrierung der Streitkräfte. Die Art, wie er dies tut, läßt uns aufhorchen: er bedient sich ganz genau wie Napoleon 1794 des Bildes vom Bresche-Schießen bei der Belagerung einer Festung!

Aber so sehr Clausewitz hier und in den späteren Schriften — in ähnlicher Art vor allem in den Grundsätzen von 1812 — die Lehre von dem größten Zweck und den entscheidendsten Mitteln vertrat, so sehr er die Notwendigkeit der Zusammenfassung aller Kräfte zur Entscheidung hervorhob, so weit entfernt war er doch von der Meinung, man müsse sich ständig konzentriert halten und dürfe niemals detachieren. In seiner ungefähr gleichzeitigen Arbeit über Gustav Adolf, die in zum Teil sehr ähnlich lautenden Wendungen wie die „Strategie“ von 1804 die moralischen Elemente in der Feldherrnkunst betonte, kam er gerade mit Rücksicht auf sie dazu, die Notwendigkeit und Anwendbarkeit von Diversionen zu betonen. So selbstverständlich und über jede Diskussion erhaben erschien ihm hier ihr Gebrauch, daß er Gustav Adolf gegen den Verdacht in Schutz nahm, als wenn er die Idee gehabt, „daß man dem Feind bloß direkt entgegenwirken könne, daß man sich ihm geradeüber stellen müsse“. Er sagt geradezu: „Der Grund, warum ein mittelmäßiger General gewöhnlich lieber seinen Gegner direkt als durch eine Diversion bekämpft, liegt nicht in dem Mangel an Einsicht, sondern weil die Diversion mehr offensiver Natur ist, mehr freie Tätigkeit des Willens, mehr Unternehmungsgeist erfordert.“ Nun klingt es freilich sehr seltsam, daß eine Diversion mehr offensiver Natur sein soll, als wenn man dem Gegner mit konzentrierter Macht auf den Leib rückt. Und ganz gewiß kann man diese Formulierung Clausewitz' nicht im vollen Umfange billigen. Aber es liegt ihr doch etwas richtiges zugrunde. Vor allem ist bemerkenswert, daß die zeitgenössische Theorie, wenn sie die Notwendigkeit der Diversion betonte, gewöhnlich nicht als Begründung anführte, die Diversion sei offensiver Natur und verlange mehr Unterneh-

mungsgeist. Diversionen sind vielmehr auch durchaus bei defensiver Kriegsführung gebräuchlich gewesen. Die offensive Natur ist eigentlich nicht im Wesen der Diversion begriffen. Sie hängt davon ab, zu welchem Zweck von ihr Gebrauch gemacht wird. Daß Clausewitz sie nur zur Offensive anwenden will, ist bezeichnend für ihn und seine ganze Haltung, und so sehen wir denn an jener so merkwürdigen Wendung zunächst wieder das Bestreben Clausewitz', dem Feldherrn Initiative und Verfügungsfreiheit zu erhalten, das auch seine Ansichten etwa über den Gebirgskrieg bestimmte. Auch später, in der Charakteristik von Scharnhorst, die Clausewitz bald nach dem Tode seines Meisters 1813 geschrieben, spricht er von „dem etwas plumpen Stoßmethodismus der französischen Heerführer“. In dem Zusatz von 1809 sagt er bei der Betrachtung der Flußübergänge: „Bei einem gewöhnlichen Gegner ist vorauszusetzen, daß die Teilung meiner eigenen Macht die Teilung der seinigen veranlassen wird.“ Das ist auch die Meinung von Scharnhorst gewesen, der ebenso wie Clausewitz den unbedingten Vorzug des Angriffs vor der Verteidigung und gerade deshalb die Nützlichkeit der Diversionen lehrte. Clausewitz wird diese Lehren auf der Akademie in sich aufgenommen haben. Scharnhorst hatte u. a. in einem Vortrag von 1802 in der Militärischen Gesellschaft mit Nachdruck behauptet: „sich konzentriert zu halten und gerade drauf zu gehen“ sei „ein verzweifelter Entschluß, bei welchem alle Strategie aufhört.“ Und er faßte seine Ansicht in dem Grundsatz zusammen: „nie konzentriert zu stehen, — aber sich immer konzentriert zu schlagen.“

Man sollte meinen, daß die Erfahrungen der Feldzüge Napoleons solche Meinungen hätten unmöglich machen müssen. Indessen darin lag ja gerade die Eigentümlichkeit Scharnhorsts, die er auf seine Schüler und auch auf Clausewitz übertragen hat: er gewann seine Anschauung vom Kriege nicht aus der Betrachtung lediglich der neuesten Erscheinungen der Kriegskunst, sondern aus der sorgfältigen Betrachtung der gesamten Kriegsgeschichte. Clausewitz sagte in der gleichen Überzeugung in den „Ansichten aus der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“: „Wer sich in den Ansichten seines Zeitalters rein verliert, ist geneigt, das Neueste immer für das Beste zu halten — es ist ihm unmöglich, das Außerordentliche zu tun.“ Und so war es auch die Kenntnis von den früheren Feldzügen insbesondere des 17. und 18. Jahrhunderts gewesen, die Scharnhorst und Clausewitz an den Detachierungen und Diversionen hatte festhalten lassen. Es wäre aber vollkommen verfehlt, daraus den Schluß ziehen zu wollen,

daß beide an veralteten und überwundenen Formen der Kriegführung festgehalten hätten. Im Gegenteil hatte sie diese ihre historische Einstellung auf ein Grundelement in der Kriegführung überhaupt geführt und sie vor der Einseitigkeit Jominis bewahrt. Denn wenn sich Napoleon in vielen — aber keineswegs allen! — Fällen konzentriert gehalten hatte, so lag das an zufälligen Umständen. Seine spätere Laufbahn hat das bereits gezeigt, mehr noch die weitere Kriegsgeschichte des 19. Jahrhunderts und insbesondere Moltke. Und man hat auch schon mit vollem Recht auf die Übereinstimmung der Scharnhorstschen Sätze mit den Lehren Moltkes hingewiesen: Wenn Scharnhorst von dem „verzweifelte[n] Entschluß“ der Konzentration gesprochen hatte, so sprach Moltke 50 Jahre später von ihrer „Kalamität“. Wenn Scharnhorst gesagt hatte, mit der Konzentration der Streitkräfte höre alle Strategie auf, so lehrte Moltke: „Die auf einem Punkte konzentrierte Armee . . . vermag nicht zu marschieren, nicht zu operieren, sie kann auf die Dauer überhaupt nicht existieren, sie vermag nur zu schlagen.“ Mit der Konzentration der Armee auf einem Punkte hört tatsächlich alle Strategie auf: es bleibt nur die taktische Entscheidung. War diese bei der Konzentration nicht beabsichtigt, so war sie ein Fehler.

Nun muß man allerdings Unterschiede machen zwischen der taktischen und strategischen Detachierung und Konzentration und auch zwischen einer bloßen Dislozierung der Streitkräfte und einer regelrechten Diverſion. Und bei der Diverſion muß man ferner unterscheiden, ob es sich um eine Diverſion mit Teilkraften oder mit der Hauptmacht handelt. Darüber im einzelnen zu handeln, ist hier nicht der Ort. Es genügt, wenn darauf hingewiesen und der Gesichtspunkt geltend gemacht wird, von dem aus diese Dinge anzusehen sind. Auf keinen Fall darf man Zufälligkeiten in der Kriegführung des 18. Jahrhunderts und Napoleons für wesentlich nehmen und daraus die Unterschiede zwischen der Kriegführung des 18. und 19. Jahrhunderts ableiten.

Man sieht, in diesen Dingen verrät Clausewitz deutlich die Scharnhorstsche Schule. Aber man erinnert sich dabei auch der Umformung, die die Lehre von Angriff und Verteidigung bei Clausewitz später im Buch „Vom Kriege“ erfahren hat. Er bildete hier die Lehre aus von der Verteidigung als der stärkeren Form mit dem negativen Zweck und dem Angriff als der schwächeren Form mit dem positiven Zweck. Schon früher ist bemerkt worden, daß ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dieser Theorie und der These von dem unbedingten Vorzug des Angriffs vor der Verteidigung

nicht besteht, daß vielmehr jene nur eine allseitig ausgebildete Formulierung dieser These bildet. Das ist sonst vielfach verkannt worden. Aber man muß sich dabei die vollkommen zutreffende Ansicht Clausewitz' vergegenwärtigen, daß es eine rein passive, oder nach seinem eigenen Ausdruck „absolute“ Verteidigung nicht gebe. Schon in der vorliegenden Schrift findet sich die später von Clausewitz wiederholte Bemerkung, daß in diesem Fall nur der eine Teil Krieg führen würde. Der Begriff der Verteidigung bei Clausewitz schließt ohne weiteres den Begriff des Gegenstoßes in sich, sofern dieser nicht zu einer selbständigen Offensive führt. Die Ansicht Clausewitz' von der Überlegenheit des Angriffs tritt in der späteren Formulierung durch den Zusatz von dem „positiven Zweck“ in die Erscheinung. Wer den „positiven Zweck“ hat, genießt den Vorteil der Initiative und aller der moralischen Elemente, die damit in Verbindung stehen. Der positive Zweck verlangt aber auch größere Anstrengungen als der negative. So umschließt die spätere Theorie Vorteile und Nachteile beider Formen der Kriegführung und vermeidet die Übertreibung, die in der einseitigeren Formulierung von dem Vorzug der Offensive gelegen hatte. Gleichzeitig setzt sie die Kriegsmittel von vornherein zu dem „Zweck“ des Krieges in Beziehung, und damit kommen wir zu dem Kapitel von den Zwecken im Kriege.

Schon in der Strategie von 1804 finden wir die Ansätze zu diesem Kernstück der Kriegstheorie. Clausewitz unterscheidet dabei zwischen dem Zweck des Krieges und dem davon abhängenden Zwecken im Kriege (Nr. 13). Er berührt hier also den Zusammenhang zwischen Krieg und Politik, nur daß in der vorliegenden Schrift noch nichts von der später so berühmt gewordenen Formulierung dieses Zusammenhangs steht. Aber was schon vorhanden ist, und was mit geringen Modifikationen in den Grundsätzen von 1812 und dem Buch vom Kriege wiederkehrt, ist sehr bezeichnend und wichtig: es ist die Lehre von der Zerstörung der feindlichen Streitkräfte. 1804 unterschied Clausewitz dabei die Wegnahme von Land, die Entziehung von Kriegsmaterial und die Vernichtung der feindlichen Armee; die Dreiteilung hat er beibehalten, nur daß er 1812 das erste und zweite zu einem Begriff zusammenfaßt und einen dritten 1804 unberücksichtigt gebliebenen hinzufügt: die Gewinnung der öffentlichen Meinung. In der endgültigen Formulierung im Buch „Vom Kriege“, Buch I, Kapitel 2, wird daraus die Vernichtung bzw. Wegnahme von „Streitkraft“, „Land“ und „Wille“ des Feindes. Außerdem ändert Clausewitz 1812 bereits die Reihen-

folge und setzt die Vernichtung der Armee an die erste Stelle. Doch drückt sich hierin keine Änderung in der Anschauung über den Wert der drei Zwecke aus. 1804 gibt Clausewitz zwar zu, daß man von den drei Zwecken unter gewissen Umständen einem allein eine Weile nachgehen könnte, aber er „bekennt“, „daß große Feldherrn es immer damit gehalten haben, die feindliche Armee zu vernichten“. Was hier noch mehr als persönliches Bekenntnis erscheint, das ist später objektiv begründet und in der Vielseitigkeit der Erscheinungen durchdacht.

In diesem Zusammenhang fällt nun ein Wort, das uns noch auf etwas anderes aufmerksam macht. Clausewitz schneidet hier 1804 die Erörterung über die möglichen Kombinationen der drei Zwecke im Kriege mit der Bemerkung ab: „Das Nachdenken könnte zwar hier auf allgemeine Grundsätze führen, aber viel leichter und sicherer wird sich in jedem besonderen Fall berechnen lassen, welches der kürzeste Weg zum Zweck ist.“ Schon dies Wort zeigt uns, daß Clausewitz nicht von einer allgemeinen Theorie ausgegangen ist, sondern von der Realität der Erscheinungen. Der Krieg in der Wirklichkeit, wie er ihn selbst 1793/94 erlebt hatte und wie er ihn aus der Geschichte, vor allem der älteren, kennengelernt hatte, hat ihm seine Anschauungen gelehrt. Und man begreift, daß ihm allerdings die Bülow und Jomini recht wenig geben konnten und ihn mehr zum Widerspruch reizten als zur Anerkennung der auch bei ihnen zweifellos vorhandenen einzelnen Körner der Wahrheit, verborgen jedoch unter einer Spreu von Konstruktionen. In den Zusätzen von 1808 und 1809 kommt er dann ausführlich noch auf den Nutzen der Theorie und den Unwert aller starren Systematik zurück. Er betont, daß es sich nicht etwa darum handele, „nach bloßen Impulsen“ zu handeln, vielmehr verlange jede einzelne Unternehmung im Kriege „eine Art von Raisonnement“, aber Clausewitz unterscheidet die „Formel“ von dem konkreten einzelnen Fall, er sagt „Exempel“: „Das Exempel ist der lebendige Fall, die Formel die Abstraktion.“ Gerade die Besonderheiten seien im Kriege und in der Strategie das, worauf es ankomme. Also könne die wahre Theorie nur in „einzelnen Betrachtungen“ bestehen, „welche den Gesichtspunkt angeben und auf den rechten Weg führen können“. Von der Wirklichkeit des Krieges wird Clausewitz so auf die Bedeutung des Individuellen geführt. Die Formel ist tot, das Individuelle ist Leben. Wie werden wir an Rantes spätere Formulierung im „Politischen Gespräch“ erinnert: „Das Formelle ist das Allgemeine, das Reale ist das Besondere, Lebendige“ und „Aus dem Beson-

deren kannst du wohl bedachtsam und kühn zu dem Allgemeinen aufsteigen; aus der allgemeinen Theorie gibt es keinen Weg zur Anschauung des Besonderen".

So ist auch Clausewitz vom Besonderen zum Allgemeinen vorsichtig aufgestiegen. Aber es ist eine Eigentümlichkeit der menschlichen Erkenntnis, daß sie das Allgemeine nicht ohne das Besondere und das Besondere nicht ohne ein Allgemeines recht zu verstehen vermag. Dabei ist es ohne Frage eine Sache des individuellen Vermögens, wann aus der Erkenntnis des Besonderen die des Allgemeinen herauswächst, und sich so die eine Erkenntnis aus der anderen ergänzt. Wer das Buch „Von Kriege" gelesen hat, weiß, wie vorsichtig Clausewitz dabei verfahren ist, wie er sich immer wieder am Einzelfall orientiert und nichts gelten lassen will, was als bloße Spekulation des spielenden Verstandes an der Wirklichkeit gemessen nicht Stich hält. In der Strategie von 1804 sehen wir bereits die gleiche Vorsicht am Werk. Dahinter aber wohnt eine unverkennbare Genialität, die damals schon im Besonderen auch das Allgemeine wahrnahm.

Erinnern wir uns der Lehre von der Kühnheit im Kriege: die Theorie des 18. Jahrhunderts, die Lehre von der Methodik und der Behutsamkeit, hatte trotz aller Systematik kein Sach, in das sie hineinpaßte. Nun war aber das 18. Jahrhundert weit entfernt etwa von der Ansicht, daß die Kühnheit im Kriege überflüssig oder gar schädlich wäre. Es gab immerhin genug Soldaten, die ganz genau wußten, was die Kühnheit für einen Wert darstellte. Da sie nun nicht in die Theorie hineinpaßte, erklärte man sie für eine spezifische Eigenschaft des Genies und stellte das Genie außerhalb aller Regel und Methode der Kriegskunst. Clausewitz stellte dagegen die Kühnheit des Genies in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen und folgerte: Das Genie ist die Regel. Allerdings findet sich das nicht in der Strategie von 1804 ausgesprochen, aber doch in der Bülow-Rezensiön von 1805; und das, was wir in der Strategie von 1804 über die Kühnheit lesen, nimmt sich wie vorbereitende oder ergänzende Ausführungen zu diesem Satz aus. In der Sicherheit, mit der Clausewitz diese seine Grundansicht vorträgt, zeigt sich der geniale Funke, der in ihm lebte. In diesem Punkte hatte er mit schnellem Blick aus der unmittelbaren und historischen Anschauung des Krieges das Allgemeine im Besonderen erkannt. Und so ist 1804 bereits die Grundlage seines Denkens vorhanden.

Das war bei ihm nicht in dem gleichen oder ähnlichen Grade wie bei Scharnhorst ein schrittweises, nüchternes Überlegen. Hier nehmen wir viel-

mehr überhaupt einen rein persönlichen Unterschied zwischen Scharnhorst und Clausewitz wahr: Clausewitz war der genialere, freilich darum auch zuweilen der einseitigere, der erst durch späteres Nachdenken zur allseitigen Reife und Vollkommenheit gelangte. Das gibt sich schon in Ton und Sprache beider zu erkennen. Scharnhorst hatte niemals wie Clausewitz derartig im Gegensatz zu der bisherigen Kriegswissenschaft gestanden. Er war ganz in ihr groß geworden und hat sich langsam, überlegend und im intellektuellen Ringen von ihr losgemacht. Er hat deshalb von Anfang an das beibehalten, was er nicht aufzugeben brauchte. Wir kennen kein Urteil von ihm etwa über Venturini, aber sehr wahrscheinlich hat es nicht so abfällig gelautet wie das Clausewitz', und gegen die Bülow und Dumas hat er trotz aller Ablehnung doch nie diese kühne und scharfe Sprache gebraucht wie sein großer Schüler. Er war unwillkürlich milder gegen sie, obwohl er wie kaum ein zweiter das Recht gehabt hätte, stolz auf sie herabzublicken. In Clausewitz aber lebte die ganze Ungeduld desjenigen, der mit sicherem Blick den Kern des fremden Irrtums erkannt, der die abgrundtiefe Erbärmlichkeit der Zeitgenossen und ihrer falschen Ansichten durchschaut hatte, ohne den Weg von ihnen zur klaren Erkenntnis Schritt für Schritt durchmessen zu haben, weil er mit kühnem Sprunge das Ziel erreicht hatte.

Es ist auch bemerkenswert, daß wir von Clausewitz keine Auseinandersetzung mit Berenhorst kennen. Der Name dieses Vorläufers seiner Theorie kommt in seinen Schriften überhaupt nicht vor. Ganz anders war das Verhältnis Scharnhorsts zu dem Verfasser der Betrachtungen über die Kriegskunst gewesen. Er hatte eine ausführliche Entgegnung dagegen geschrieben, allerdings seinen Gegner dabei im Grunde nicht ganz verstanden. Ihm handelte es sich dabei vornehmlich um die Verteidigung der Einrichtung der stehenden Heere, die Berenhorst gleich vielen seiner Zeitgenossen angegriffen hatte. Für Clausewitz aber waren eben diese Fragen der Heeresorganisation vorerst von untergeordneter Bedeutung. Dem eigentlichen Ziel Berenhorsts, das Scharnhorst in seiner Abwehrstellung gar nicht recht gesehen hatte, die Vernichtung der Systematik in der Kriegskunst nämlich, dem konnte Clausewitz nicht feindlich gegenüberstehen. Was aber wirklich gegen Berenhorst zu sagen gewesen wäre, das hat Clausewitz in seiner Frühzeit offenbar nicht zu formulieren gewußt, und später mochte es unwesentlich sein. Es lag dies auch mehr auf dem Gebiet der Unausgeglichenheit der Ansichten als auf dem tatsächlicher Unrichtigkeit.

Es kommt eben niemals darauf an, etwas gänzlich über Bord zu werfen, sondern von allem das zu behalten und aufzubewahren, was für Gegenwart und Zukunft nützlich und notwendig sein kann, um so förderlicher aber, als das Beharrungsvermögen der alten Institutionen allem, was aus ihnen hervorgeht, eine unersehbliche Weihe der Tradition und des Alters zu geben vermag. Das war das, was Clausewitz vornehmlich an Scharnhorst bewunderte, daß er überall an das Bestehende anzuknüpfen vermochte. Für ihn, den eingeborenen Preußen war dies Bestehende vielleicht noch von ganz anderer Bedeutung, als für den gebürtigen Hannoveraner. Aber er war gleichzeitig viel jugendlicher und stürmischer. Wo jener auf seine Stunde wartete und alles sorgfältig bis ins kleinste vorbereitete, da glaubte er schnell und mit einem Male das Sazit ziehen zu müssen. Eine ungestüme sittliche Energie kommt darin zum Ausdruck, zugleich aber auch eine geniale Veranlagung, die manches vorwegnahm, was erst allmählich erarbeitet werden mußte. Beide aber führte die klare wirklichkeitsnahe und bewußte Haltung zusammen, die nichts aus irgendwelcher noch so bestechender Fiktion oder nur auf den bloßen Schein hin anzunehmen vermag. Diese Richtung auf die Wirklichkeit, nennen wir sie mit der guten, alten, wenn auch zuweilen verleumdeten Bezeichnung „Objektivität“, sie hat beide zu den Quellen der wahren Kriegskunst und damit auch der Auferstehung Preußens und Deutschlands nach dem Zusammenbruch von 1806 geführt. Ihr beiderseitiges persönliches Verhältnis war dabei so zart und eigenartig, daß man trotz der unermesslichen Verschiedenheit ihrer Charaktere eben auf Grund dieser gemeinsamen Grundhaltung ihre Zusammenarbeit als Muster und Vorbild für das Übereinstimmen verschiedener Persönlichkeiten in allen wesentlichen Fragen ansehen kann.

In der Strategie von 1804 treten uns aber außer den Beziehungen zu Scharnhorst auch die anderen Bildungselemente des jungen Clausewitz entgegen, die zugleich auf sein Verhältnis zu Scharnhorst noch einiges Licht fallen lassen. Wir wissen freilich nicht, inwieweit die Kenntnis bestimmter Werke auf Ratschläge und Hinweise des älteren Freundes zurückzuführen ist — die Beschäftigung mit der älteren Kriegsgeschichte überhaupt dürfte jedenfalls aus solchen Anregungen erwachsen sein —, aber wie dem auch sei: wir spüren auch hier überall das Eigentümliche der Clausewitzschen Persönlichkeit. Dem Stoff nach sind es Hamiltar, Hannibal und Fabius, die Schweizer, Gustav Adolf und Karl XII. von Schweden, die Feldzüge

Turennes und des Prinzen Eugen, der Österreichische Erbfolge- und der Siebenjährige Krieg, schließlich die Feldzüge von 1792, 1793, 1794, 1796 und 1800, die anklingen. In dem Zusatz von 1809 kommt dazu außer den Zeitereignissen die Persönlichkeit Cäsars. An Lektüre steht daneben außer den zeitgenössischen Theoretikern, zu denen er sich in Opposition befand, Machiavelli und Montecuccoli sowie Johannes von Müllers Geschichte der Schweiz, jenes an der Wende zu einer neuen und tieferen Geschichtsschreibung stehende viel gelesene Werk, das mit warmen patriotischen Gefühl geschrieben, historische Wahrheit und aus dem heimischen Boden gewachsene Sage noch nicht richtig zu scheiden wußte. So mochte es vielleicht nicht die ideale Grundlage für militärische Betrachtungen sein, die eine klare Feststellung der historischen Tatsachen erfordern, wenn sie wirklichkeitsnah bleiben wollen. Aber in Johannes von Müllers Werk steckte doch daneben ein Element politisch-historischer Anschauung, das auf die politisch-militärischen Ansichten des jungen Clausewitz befruchtend wirken konnte, und Clausewitz hat es offenbar sehr genau und voll Interesse an den kriegerischen Eigenschaften des kleinen Bergvolkes gelesen.

Johannes von Müller hatte sein politisches Denken zum Teil an Machiavelli geschult, und Clausewitz selbst ist das auch aufgefallen. Daß Clausewitz' Kenntnis Machiavellis in die Frühzeit zurückreicht, konnte man bereits bekannten Andeutungen von 1807 entnehmen; auf die Art, wie er ihn gelesen hat, fällt nun erst ein Licht. Hervorzuheben ist vor allem die ganz allgemein gehaltene anerkennende Bemerkung, daß Machiavelli in Kriegssachen ein sehr gesundes Urteil habe. Das ist vollkommen richtig, und es zeugt von dem klaren Blick des jungen Clausewitz für das Wesentliche, dies unter all den zeitbedingten und für moderne Ohren sehr merkwürdig klingenden technisch-militärischen Ansichten des großen Florentiners gesehen zu haben. Bei Machiavelli finden wir, wie die Idee der Staatsräson so auch bereits die Idee des absoluten Krieges, und es ist kein Zufall, daß sich hier der Schöpfer, oder sagen wir besser: der Erneuerer einer wahren Kriegstheorie und der Staatstheoretiker der Renaissance die Hände reichen.

Im übrigen sind es durchaus nicht die für die betreffenden Denker bezeichnendsten und wichtigsten Lehren, die Clausewitz in der „Strategie“ von 1804 zu Bemerkungen über sie anregen. Vielmehr haben auch diese einen mehr zufälligen Charakter. Dabei nimmt er keineswegs etwas ohne weiteres hin, sondern denkt alles selbständig nach, folgt den genannten

Autoren dabei zum Teil auf ihren etwas gewundenen Pfaden, um dann aber unbedenklich seine eigene Meinung dagegen zu setzen, die zuweilen auf ganz anderer Basis beruht. Das bemerken wir zum Beispiel wie an der Erwähnung Bülow's und anderer so auch an einigen Bemerkungen über Phull. Diese sind umso bedeutsamer, als der damalige preussische Oberst im Generalstab von Phull zu den Lehrkräften gehört, die neben Scharnhorst an der Militärakademie gewirkt haben. Er war wohl kein Systematiker, sondern eher ein Wirrkopf, aber durchaus gebildet und befangen in den Anschauungen der alten Schule, sehr geistreich und vielseitig erscheinend, voller Widersprüche und trotzdem von imponierender Wirkung. Er galt damals sehr viel im preussischen Heere. Clausewitz hat später eine sehr scharfe aber offenbar gerechte Beurteilung seiner Persönlichkeit gegeben. 1804 war Phull noch so etwas wie eine Lehrautorität für ihn, und da ist es bedeutsam, wie Clausewitz trotzdem ihm gegenüber sich seine Selbstständigkeit wahrt. Zwischen Phull und Scharnhorst war freilich ein bedeutender Unterschied, aber ob er damals so offenkundig und deutlich war wie uns heute? Jedenfalls dürfte es für Clausewitz bezeichnend sein, daß er dem einen folgte, während er den anderen ablehnte und kritisierte.

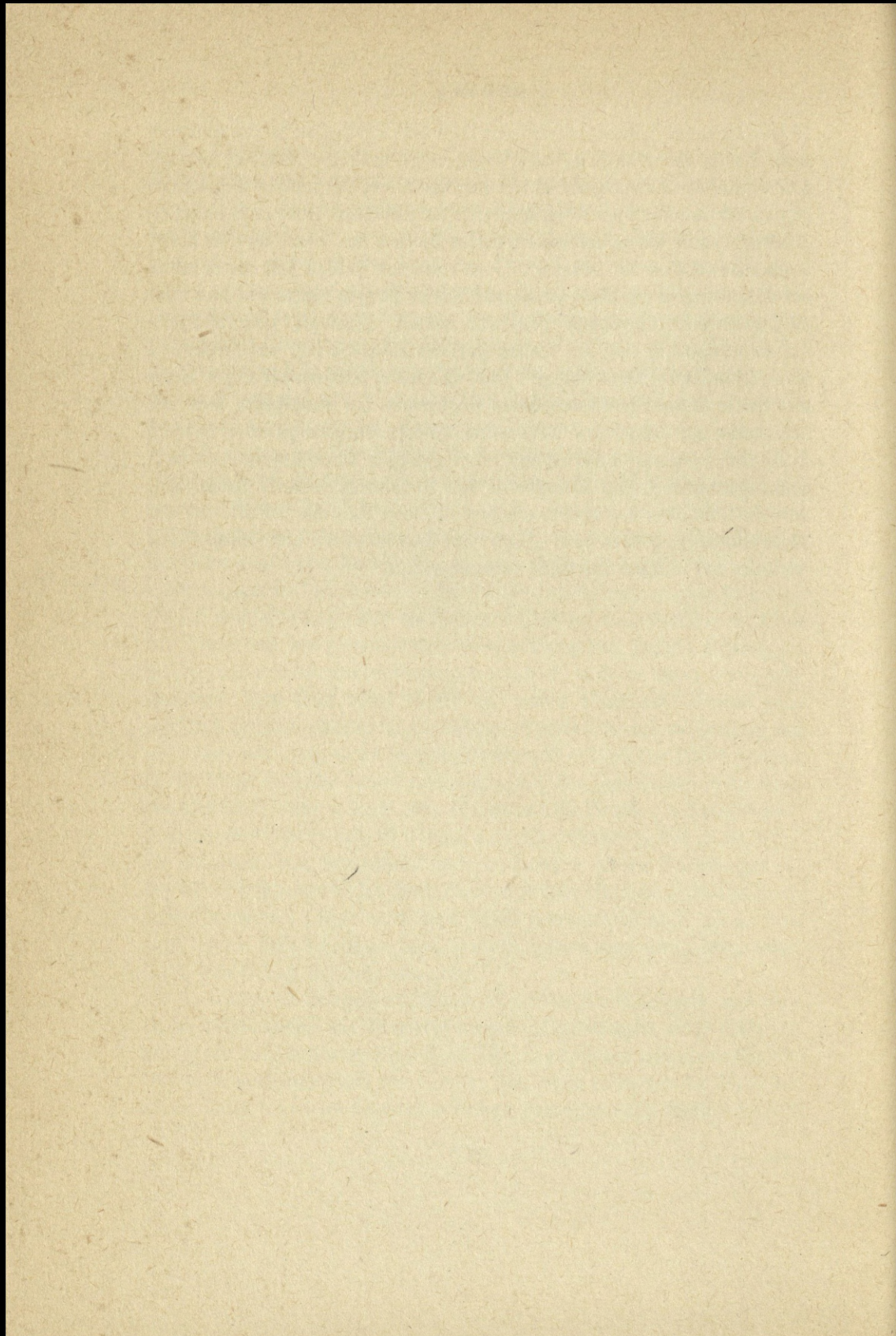
In die Geschichte ist Phull eingegangen als einer der Hauptanwärter auf den Ruhm, den russischen Operationsplan 1812 erfunden zu haben. Erinnern wir uns der Worte Clausewitz': „Einen guten Operationsplan gemacht zu haben, ist noch kein großes Meisterstück . . .“ und begnügen wir uns damit, den Ruhm der Durchführung auch in diesem Fall dem Ruhm der Erfindung voranzustellen. Für Clausewitz' Theorie ist der Feldzug von 1812 von ganz anderer Bedeutung gewesen, worauf auch schon Hans Rothfels hingewiesen hat. Aus den vorliegenden Erörterungen von 1804 sehen wir, daß Clausewitz damals bereits aus einer Auseinandersetzung mit einer ganz woanders hinzielenden Bemerkung Machiavelli's die Lehre vom Kulminationspunkt des Sieges erwachsen ist, und daß er auf dieser theoretischen Grundlage das Ergebnis der 8 Jahre später Wirklichkeit gewordenen Ereignisse vorausgesehen hat: Einen klareren Beweis für die Richtigkeit und Anwendbarkeit der Theorie kann es nicht geben.

Es ist deutlich, wie bereits hier im Jahre 1804 die Grundlagen der erst später sorgfältig ausgebauten Theorie vorhanden sind. Aber wie Clausewitz auf der einen Seite mit schnellem Blick den Kern und das Wesen einer Sache erkannte, so hat er auf der anderen Seite in dieser Frühzeit wohl auch einmal hinter der nüchternen Erkenntnis eines Sachverhalts noch

zurückbleiben können, eben weil seine Genialität ungeduldiger war als das stetige Nachdenken Scharnhorsts. Das bemerken wir nicht nur an einzelnen Wendungen und Formulierungen in der vorliegenden Schrift, sondern einmal auch an einer vorgetragenen Ansicht. Es ist dies Nr. 23, wo Clausewitz in Übereinstimmung mit einer Bemerkung in seiner Bülow-Rezension meinte, einen Fortschritt in der Kriegskunst könne es nur insofern geben, als der Gang des Krieges vom Zufall weniger abhängig würde. Diese Ansicht trägt noch durchaus das Gepräge des Rationalismus. Sie bedeutet die Übertragung der Lehre von der Ausschaltung des Zufalls auf die Geschichte. Wir wissen nun freilich nicht positiv, und wir suchen auch in der „Strategie“ von 1804 vergeblich nach Äußerungen, wie Clausewitz damals in der Zeit vor dem Kriege von 1806 das Element des Zufalls bewertete. Nur in der Schrift über Gustav Adolf finden wir eine Ablehnung der Auffassung, Gustav Adolf wäre in einer bestimmten Situation durch einen glücklichen Zufall begünstigt worden, „den ein weiser Feldherr nicht mit in Rechnung ziehen dürfe“. Clausewitz ist, daran läßt er keinen Zweifel, durchaus nicht dieser Ansicht, die „zu beschränkt und der Tod alles Unternehmungsgeistes“ sei. Aber eine klare Widerlegung weiß er nicht zu geben. An sich will seine Lehre von der Notwendigkeit der Kühnheit gar nicht mit der These von der zunehmenden Ausschaltung des Zufalls zusammenpassen; das kommt, wie es sowieso deutlich ist, auch an dieser Stelle zum Ausdruck. Man sieht dabei allerdings, wohin Clausewitz' Denken ganz natürlich hinzielt, aber es ist ein rationalistischer Überrest vorhanden, der als solcher noch nicht mit Klarheit erkannt und entschlossen fallen gelassen ist. An dieser Tatsache ändert auch nichts, daß der Zufall nicht allein durch den Verstand, sondern durch „den Willen und die Kräfte der Handelnden“ überwunden werden soll: Er ist noch nicht als positiver Faktor in die Theorie aufgenommen. Scharnhorst dagegen hatte in seinen Vorlesungen an der Militärakademie diesen Hauptpunkt mit aller Klarheit gekennzeichnet, indem er lehrte: „Man muß dem Zufall seinen Spielraum lassen, weil man ihn nie ganz beseitigen kann, sondern, indem man ihn zu beschränken sucht, sein Gebiet vielmehr erweitert.“

So tragen die kriegstheoretischen Bemerkungen Clausewitz' aus dem Jahre 1804 deutlich alle Kennzeichen einer Jugendschrift, eines Anfangs, dem noch viel zur Vollendung fehlt. Damit gewinnen wir einen Einblick in die Gedankenwerkstatt des Genies. Wir sehen es bereits im Besitz der Grundlagen der neuen Lehre vom Kriege, bemerken dabei überall deutlich

die Anknüpfungspunkte seines Nachdenkens und das Wachstum seiner Erkenntnisse. Es ist, wenn man es kurz umschreiben will, die Richtung auf die Wirklichkeit des Krieges, die seinen nachdenkenden Verstand in Opposition setzt zu den landläufigen kriegstheoretischen Ansichten. Aber es ist daneben gleichzeitig auch ein geniales spekulatives Denken, das sofort über die Kritik hinweg das Wesen der Dinge sucht, um dann von Zeit zu Zeit das Sentflei der Erfahrung in die Tiefe zu werfen. Dieser Prozeß führte von hier über die „wichtigsten Grundsätze“ von 1812, die der „Strategie“ von 1804 zeitlich und inhaltlich trotz der krassen Formunterschiede sehr nahe stehen, zu dem reifen Werk „Vom Kriege“. Dort ist alles in selbstverständlicher Ruhe und klarer Beherrschung nach allen Richtungen hin ausgeführt, was wir hier mehr als subjektives Bekenntnis, scharfe Opposition oder kritische Auseinandersetzung zuweilen mit einer gewissen Unbestimmtheit ausgesprochen finden. Im Grunde ist das Wesentliche bereits vorhanden, und die Unvollkommenheiten erhöhen nur den Reiz der Schrift; um ein Wort Ranke's zu gebrauchen: „Man liebt Jugendlichkeit und Frische, selbst wenn sie mit einigen Mängeln verbunden sind.“



Im Jahre 1804

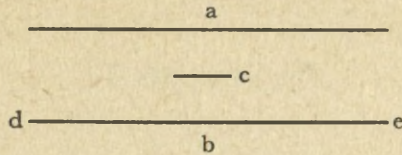
1. Winterpostierungen

Postierung überhaupt nennt man eine Reihe von Posten, welche dem Feinde den Durchgang ganz oder eine Zeitlang wehren sollen. Es ist also eine defensive Maßregel, und die Bestimmung eines jeden solchen Postens ist defensiv, doch schließt das seinerseits nicht ein offensives Verfahren aus.

Eine Postierung dient, entweder eine dahinter in Quartieren liegende Armee oder auch bloß eine Gegend zu schützen. Der letztere Zweck ist durchaus fehlerhaft und also die Maßregel durch ihn verwerflich. Wem das aber auch nicht so vorkommt, der wird sich doch leicht überzeugen, daß eine Postierung, die eine Armee hinter sich hat, anders eingerichtet sein muß als eine, die nichts hinter sich hat. Dies hat z. B. der Herr von Sindenau in seinem Werk über Winterpostierungen¹⁾ ganz übersehen. Die erstere Art ist eigentlich nichts als eine verstärkte Vorpostenkette, die letztere nichts als eine Kordondefensive.

Obgleich ich von der erstern auch keine große Meinung habe, so sehe ich doch wohl ein, daß sie sich nicht immer vermeiden läßt. Man muß sie von einem Kantonnement unterscheiden, was vor den Quartieren der Armee von einem Korps in der Absicht bezogen wird, um sich beim Vordringen des Feindes schnell zu versammeln und der Armee durch die Umständlichkeit, wozu es den Feind nötigt, und selbst durch offensive Unternehmungen Zeit zu verschaffen, sich selbst zu versammeln. Dergleichen Korps können die Armee, weil sie konzentriert sind, nur durch Bewegungen decken, zu Bewegungen aber gehört Zeit und Raum; wenn daher zwei Armeen sehr nahe aneinanderstehen, so wird man durch ein vorgeschobenes Korps nicht die nötige Sicherheit erhalten können. Wenn a und b zwei Armeen sind, die in großer Nähe die Winterquartiere bezogen haben, so wird das Korps c die Armee b nicht gehörig decken, weil auf den Flügeln d und e Unternehmungen ausgeführt sein können, ehe c es nur

erfährt. Denkt man sich aber die Entfernung der beiden Armeen etwa dreimal so groß, so kann c verhindern, daß a etwas mit einzelnen Teilen



oder auch mit allen, aber getheilten Kräften gegen b unternehme, d. h. a muß sich ganz versammeln, bevor es gegen b vorrückt, wodurch die Sicherheit von b konstituiert wird.

Kann man sich durch einzelne Korps nicht gehörig decken, so nimmt man seine Zuflucht zu den Postierungen, welche aber immer ein großes Terrainhindernis voraussetzen, in welchem sie gebildet werden können. Bei diesen Postierungen sind nun zwei Wege zum Zweck möglich. Die einzelnen Posten können offensiv oder defensiv verfahren. Das Wesentliche von beiden ist folgendes:

Die Defensiv bedarf eines sehr bedeutenden Terrainhindernisses; sie bedient sich der Verschanzungskunst und leistet in jedem Fall einigen Widerstand, der freilich oft sehr gering ist. Nach Überwindung der einzelnen Posten hat ihre Wirkung ein Ende, weil sich die Posten nicht vereinigen können. Der Verlust, welchen man in ihr leidet, ist sehr bedeutend. Der Feind kann gegen sie mit schwachen Kräften agieren und ist nie großem Verlust ausgesetzt. Sie bedarf einer unmittelbaren Unterstützung.

Die Offensive. Die einzelnen Posten verlassen bei Annäherung eines bedeutenden Feindes ohne hartnäckigen Widerstand ihren Posten, greifen ihn aber unmittelbar darauf wieder an, um ihn einzunehmen, wenn nicht ein allzu überlegener Feind Meister davon ist. So sind die einzelnen Posten nicht in Gefahr, von kleinen Teilen vertrieben zu werden, weil ein schwacher Feind ihrem Angriff gewiß nicht widerstehen wird. Dagegen leisten sie gegen einen entschieden überlegenen Feind auch nicht den geringen Widerstand, welchen defensiv Posten leisten können. Sie können in fast ganz offenen Gegenden gebraucht werden, sind am besten im durchschnittenen Terrain, schicken sich aber nicht für ein sehr unwegsames Gebirge. Schwache Unternehmungen gegen sie glücken nicht; ihre stärkste Wirkung fängt erst an, wenn sie sich mit ihrem Soutien vereinigt haben, und der Feind kann oft einen bedeutenden Verlust erleiden; sie be-

dürfen aber viel Kavallerie, reitende Artillerie und sehr unternehmende Offiziere.

2. Zusammenziehen einer Armee

Dies kann entweder so geschehen, daß die entferntesten Quartiere früher oder alle zugleich aufbrechen. Im ersten Fall hat man den Vorteil, daß der Feind das Versammeln der Armee später erfährt und aus den ersten Bewegungen der Truppen noch nichts schließen kann. Im letzten Fall werden die Truppen auf ihren Versammlungsmärschen immer offene Quartiere finden. Hieraus läßt sich herleiten, wo man die eine und wo man die andere Art gebrauchen soll.

Boten erhält man bei Märschen an den Feind so wie Nachrichten durch die Vorposten.

3. Eigenschaften eines Feldherrn

Man hört nicht auf, über die Menge von Kenntnissen zu sprechen, die ein Feldherr besitzen soll. Ich muß gestehen, daß das abgeschmackt ist, und daß ich glaube, die ganze Summe des Wissens sei größer bei einem Schulmeister oder Bauhandwerker, als sie es bei einem Feldherrn zu sein braucht.

Soll ein Feldherr viel Mathematik wissen? Wenn er sie studiert hat, um seinen Geist zu bilden, so mag das von gutem Erfolg für ihn sein; aber zu wissen braucht er sie nicht, und wenn einige Schriftsteller behauptet haben (ich glaube, es war Venturini²⁾ oder gar M. Dumas³⁾), man könne in der höheren Taktik und Strategie nur in dem Maße fortschreiten, als man mit der höheren Mathematik bekannt sei, so ist das ein Unsinn, an dem alles platt ist, ausgenommen die Dreistigkeit, mit der der Verfasser so etwas ins Dunkle hinein sagen konnte. Mit der eigentlichen Kriegskunst hat die Mathematik grade so viel zu schaffen wie mit einer Predigt.

Soll ein General aufnehmen und Karten machen können? Das ist gerade, als wenn man mich früge, soll ein Mozart oder ein Gluck Notenpapier fabrizieren können. Wer behauptet, daß nur der ein Terrain mit Leichtigkeit zu beurteilen verstehe, der viel aufgenommen hat, der hat viel Scheingründe für sich, und was er sagt, ist zwar kein Unsinn, aber es ist — Pedantismus.

³⁾ „oder ... Dumas“ nachträglich hinzugefügt.

Die Kenntniss der Staatskräfte, der Länder im allgemeinen, sowohl ihrer produktiven als geographischen Beschaffenheit nach, die Kenntniss der verschiedenen Gegenden insbesondere sind Kenntnisse, die ein General freilich nicht entbehren kann; allein wozu soll er denn wie ein Professor der Geographie und Statistik sich den Kopf mit allen diesen Dingen anfüllen, da er in jedem besonderen Fall sich in 24 Stunden aus guten Quellen (und die können einem Feldherrn nicht fehlen) über die Lage zweier Staaten hinreichend unterrichten kann, und in anderen 24 Stunden ebenso bequem über die allgemeine Beschaffenheit des Kriegstheaters, und da endlich nicht viel mehr dazu gehört, um mit dem Detail derjenigen Gegend bekannt zu werden, in welche der Krieg fallen wird?

Von der Artillerie haben wohl die besten Feldherrn auch sehr wenig gewußt, denn von der Hauptsache, der Wirkung der Artillerie haben ja die Artilleristen bis jetzt selbst sehr wenig gewußt, und erst neuerdings sind einige auf gute Grundsätze gekommen, um diesen Gegenstand fest und scharf ins Auge zu fassen. Alles, was ein General über die Wirkung der Artillerie zu wissen braucht, getraue ich mich übrigens auf einem halben Bogen hinzuschreiben.

Von dem Bau der Festungen braucht ein General nur die allgemeinen Notizen über die Bestimmung der verschiedenen Werke.

Von dem Belagerungskrieg wird eine sehr genaue Kenntniss ihm großen Nutzen stiften; nicht um alles Detail anzuordnen, sondern um das Ganze sich unter große und eigentümliche Ansichten zurückzubringen, was man ohne eine genauere Kenntniss nicht kann. Indessen muß man doch bemerken, daß jemand ohne diese Kenntniss sehr füglich ein großer Feldherr sein kann; denn versteht er nur den Feind zu schlagen, damit er belagern kann, und weiß er nur einen Pedanten von einem guten Kopf zu unterscheiden, so wird es ihm nicht schwer werden, Generale oder andere Offiziere zu finden, die eine Belagerung zweckmäßig führen können.

Die Feldverschanzungskunst ist unentbehrlich, aber, wenn man von dem Detail des Baus abstrahiert, eine sehr geringfügige und magere Wissenschaft.

Die niedere Taktik ist dies noch zehnmal mehr und schon von manchem Sergeanten erlernt worden.

Endlich die höhere Taktik und Strategie. Da wird man mich erwarten; allerdings wer diese Dinge nicht kennt, zu dessen Armeeführung

könnte ich kein Zutrauen haben. Aber jedermann weiß, daß weder die höhere Tactik noch die Strategie Volumina von Lehrsäzen und Regeln aufzuweisen haben, und wer sie in den dicken Handbüchern sucht, möchte sie nie finden. Aber wo sind sie denn zu finden? — Zuerst muß man fragen, was sind sie? Sehr wenig Wissen und viel Übung der Urteilstraft, sehr wenig einzelne abstrakte Wahrheiten und viel dem Geiste innig verbundene Ansichten, die er oft nicht mehr von sich selbst zu unterscheiden weiß, kurz, wie die Philosophen sagen würden: wenig Materie, viel Form des Denkens. Und wie gibt man dem Geiste diese Form? In dem steten Umgang mit der Geschichte! Also ein gelehrter Geschichtsforscher muß ein General doch sein? — Gott behüte! Er soll die Geschichte studiert, er soll seinen Geist in ihrem Umgang stark gerungen haben; ob er die einzelnen Geschichtsfacta noch weiß oder nicht, ist sehr unwesentlich^{a)}.

Viel größer sind die Forderungen, welche man an den Charakter und an die natürlichen Fakultäten eines Feldherrn zu machen hat, als die an seine Gelehrsamkeit. Von seiten des Kopfes muß er vorzüglich leichte Fassungskraft, schnellen Überblick, Deutlichkeit in seinen Vorstellungen, richtige Urteilstraft, von seiten des Charakters muß er vorzüglich Unerschrockenheit, Gleichmut, festen Willen, Kaltblütigkeit, Ehrgeiz, oder mit einem Worte, er muß eine starke emporstrebende Seele haben — List und beständige Regsamkeit sind Eigenschaften, die ich ihm für mein Teil hinzuwünsche^{a)}.

Mein Schluß ist also: Ein Feldherr ist weit entfernt, ein Gelehrter sein zu müssen, ob es gleich lächerlich ist, Leute an die Spitze von Heeren zu stellen, die nie militärische Studien gemacht haben, wie das so oft geschieht, ohne daß jemand etwas Arges daran hätte.

4. Über den Augenblick zur Schlacht und zum Kriege

Machiavelli, der ein sehr gesundes Urteil in Kriegssachen hat, behauptet, daß es schwerer sei, eine Armee mit frischen Truppen zu schlagen, die eben gesiegt hat, als sie vorher zu schlagen. Er belegt dies mit mehreren Beispielen und behauptet ganz richtig, der errungene moralische Vorteil erseze den Verlust reichlich^{b)}.

Bei dieser vortrefflichen Bemerkung ist einiges zu erinnern. Die Siege sind sehr verschiedener Art, und bei einem nicht recht entschiedenen möchte

^{a)} Hier folgen drei oder vier unleserlich durchgestrichene Worte.

der moralische Vorteil sehr gering sein. Ja, ich gehe noch weiter und behauptete, daß eine nicht recht geschlagene Armee, wenn sie plötzlich und mit großer Kühnheit zum Angriff am folgenden Tage oder gar in der Nacht übergehen kann, das moralische Übergewicht auf ihrer Seite hat. — Ist aber die geschlagene Armee wirklich in die Flucht geschlagen, so mag der Feind durch seinen Sieg noch so sehr geschwächt sein, und könnte die geschlagene Armee sich unmittelbar nach der Schlacht mit einer neuen ihr an Stärke ähnlichen Armee verbinden, es ist alles vergeblich, den Verfolgenden führt jedes Gefecht zu einem neuen Sieg. — Eine andere Einschränkung aber bedarf Machiavellis Bemerkung, wenn nicht von dem Erfolge einer einzelnen Schlacht, sondern von ganzen Feldzügen die Rede ist. Hier kann eine Armee auf der einen Seite oft umso mehr Blößen geben, je weiter sie einen Sieg auf der anderen verfolgt. Wenn Bonaparte einst nach Polen kommen sollte, so wird er leichter zu besiegen sein als in Italien, und in Rußland würde ich seinen Untergang für ausgemacht halten. Dagegen ist nach einem unglücklich beendigten Feldzuge durch einen kühnen verzweiflungsvollen Entschluß nie das Übergewicht zu erhalten, was man noch am Abend einer verlorenen Schlacht dadurch erhalten kann. Hier hat also Machiavelli wieder Recht.

5. Über die allgemeinen Maßregeln

Machiavelli behauptet, man müsse seine Maßregeln der Zeit und den Umständen anmessen⁶⁾. Eine Trivialität ist dies nicht, denn es bezieht sich nicht auf das Detail, sondern auf die allgemeinen Maßregeln, wo nichts so gewöhnlich ist als ein gänzliches Vergessen jener Regel. So pflegen die Regierungen ihre Feldherren ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände zu wählen, und die Feldherren machen es nicht besser mit ihrem Kriegssystem. Dies Kriegssystem ist ein bloßer Ausfluß seiner Denk- und Empfindungsweise und fast nie eine mit freier Überlegung gewählte Bahn. Machiavelli führt den Sabius Cunctator an; der zögerte nicht gegen die Karthager, weil diese Kriegsort den Umständen so angemessen war, sondern weil er ein Zauderer von Natur war. Dies sieht man daraus, daß er nicht zugeben wollte, daß Scipio nach Afrika ginge. Wäre Sabius König von Rom gewesen, so wäre Rom untergegangen; wieder eine vortreffliche Bemerkung unseres Autors. Ich meine auch, daß, wenn in Rom ein gewöhnlicher König regiert hätte, dessen Feldherr Sabius gewesen: so würde

Rom auch untergegangen sein. Republiken folgen viel seltener dem Schlendrian als Monarchien unter mittelmäßigen Königen.

6. Geist der Kriegskunst bei den Schweizern⁷⁾

Im früheren Mittelalter, d. h. vor Erfindung des Feuergewehrs, war die Kriegskunst weit mehr zu Hause bei den Völkern, welche gar keine zu haben schienen, als bei denen, die sich darin erschöpften. Die Bemerkung ist nicht von mir; Johannes Müller hat sie, obgleich mit anderen Worten, dem Machiavelli nachgeschrieben⁸⁾. „Durch nichts mehr wurden die Schweizer, denen die alten Beispiele (griechische und römische Tactik) unbekannt waren, Wiederhersteller der besseren Kriegsmanier, als weil die Lage ihres Landes und ihre Armut sie nötigte zu Fuß und ohne andere Verteidigungswaffen als Heldensinn den Krieg zu führen, und weil die Waldstätten in glücklicher Unwissenheit vieler verkehrter Gewohnheiten anderer Völker durch ihren gesunden Verstand besser unterrichtet wurden.“

Die Geschichte der Schweiz ist ein schöner Beleg zu dieser Behauptung. In so vielen Schlachten siegte die natürliche, durch festes Zusammenhalten gebildete Phalanx der Schweizer über die durch eine falsche Tendenz ins Manirirte verfallene Kriegskunst der Ritter! Durch die beständige Vermehrung der Schußwaffen der Alten waren Reuter und Pferd im Mittelalter, wie Bülow sagt⁹⁾, selbst ein kleines Castell geworden. Und in der Schlacht von Sempach stiegen die Ritter von ihren Pferden, entweder wie Johannes Müller behauptet, weil sie in echtem Rittersinn keinen Vorteil vor ihren Feinden voraus haben wollten¹⁰⁾, oder weil sie sich zu schwach fühlten gegen das Fußvolk — in jedem Fall wird ihre Kriegskunst dabei sehr verdächtig.

Dagegen kann man von den Schweizern eine Menge Beispiele anführen, die einer Armee des 18. und 19. Jahrhunderts den Ruhm großer Kunst erwerben würden.

Die Schlacht von Morgarten ist die schönste offensive Verteidigung, die man nach unseren Begriffen angeben kann, und der von Ital Reding entworfene Schlachtenplan würde einem Herzog Ferdinand oder Moreau Ehre gemacht haben¹¹⁾. Der Krieg von Appenzell ist voll listiger, gewandter, kühner Züge¹²⁾. In dem Krieg von Bellinzona hatten 24 000 Mann Mailänder Mietstruppen in der Schlacht bei St. Paul gesiegt, aber die Schweizer streiften auch nach der verlorenen Schlacht noch im Leviner Thal

umher, als wollten sie, wie Schiller vom toten Talbot sagt, wie der Held von seinem Schilde, von der bestrittenen Erde nicht lassen¹³). Jener södnerisch ökonomisch vorsichtige Rückzug ist ebenso charakteristisch wie dieses mutige Beharren. Im Kriegstate vor der Schlacht bei Laupen, in der die Berner 6000, die burgundischen Großen 20 000 Mann stark waren, sagten die zu Hilfe gerufenen Eidgenossen, um die Zeit und Art des Angriffs zu bestimmen: Schnell und bis auf den letzten Tropfen Bluts¹⁴). In der Schlacht bei Passavant, wo 20 000 Deutsche gegen 28 000 Burgunder kämpften, teilten sich die ersteren in 2 Kolonnen, die eine umging den Feind in der linken Flanke auf den unbemerktesten Wegen, die andere, schwächere stellte sich ihm entgegen und stellte die ganze Armee vor. Sie hatte ihre Flanken an Terraingegenstände gelehnt, sie hatte eine Vorhut, ein Haupttreffen, einen Rückhalt. Bei beiden Kolonnen war Kavallerie, und die Kavallerie stand im zweiten Treffen. Diese bloße Anordnung schlug die Burgunder, denn die Deutschen sollen nicht einen Mann verloren haben¹⁵). Als die Berner 1298 mit den Österreichern Krieg hatten, standen die letzteren an der Aar, und Ulrich von Erlach teilte seine Berner in 2 Kolonnen, deren eine die Aar weiter oberhalb passierte, woraus ihm der Sieg am Donnersbühl wurde¹⁶).

7. Geist der Praxis

Als Hamilkar den Befehl über die Karthagische Macht gegen die revoltierten Libyer und Mietstruppen erhielt, trug sich folgendes zu¹⁷).

Karthago lag auf einer Halbinsel, die durch eine Landenge von anderthalb Stunden Breite mit Afrika zusammenhängt. Diese Landenge war von seiten des festen Landes mit einem Gebirge umgeben, an dessen Fuß der Mafar sich ins Meer ergießt. Einer der Feldherrn der Empörer, Mathos, hatte dies Gebirge mit 10000 Mann besetzt, wovon die Hauptmacht an der einzigen Brücke, welche über den Mafar ging, konzentriert war. Hamilkar^{a)} hatte eine Sandbank bemerkt, welche an der Mündung des Flusses entstand, sobald der Wind eine Art von Ebbe erzeugte. Er ging hier über den Fluß und erschien dem Feind plötzlich in Flanke und Rücken. Vortrefflich, wird man sagen! — Beim Anbruch des Tages fand er in seiner neuen Stellung, daß ein anderes Heer der Auführer, welches Utica belagerte, ihm in der rechten Flanke stand. Die Feinde machten

^{a)} Die Handschrift hat versehentlich „Hannibal“.

feinen Gebrauch von dieser vorteilhaften Stellung, sondern^{a)} beide Heere vereinigten sich und wurden durch die geschickte taktische Anordnung des Hamillar vereint geschlagen. Dies zeigt, wie oft ein geschickter Feldherr in einem geschickten Entwurf sich irren und bei der Ausführung sich plötzlich in einer Lage befinden kann, die verzweifelt scheint. Darum darf man aber doch den Mut zu Unternehmungen nicht verlieren, und deswegen, weil man einmal einen dummen Streich gemacht hat, in dem Augenblick, da man einen klugen zu machen glaubt, an seinem eigenen Kopf nicht verzweifeln, worin das sogenannte Verlieren des Kopfes gewöhnlich besteht.

8. Operationsplan

In den Feldzügen, welche Condé und Turenne gegeneinander in den Jahren 53, 54, 55, 56, 57 und 58 führten¹⁸⁾, findet man noch keine Spuren eines eigentlichen Operationsplans, sondern der ganze Krieg bestand in unaufhörlichen Belagerungen und Aufhebungen derselben. Die Wahl der zu belagernden Festung geschah bei der Menge derselben gewöhnlich nach sehr unbedeutenden Bestimmungsgründen und selten nach höheren Ansichten. Gewöhnlich war es die größte Leichtigkeit der Eroberung. Bald belagerte man im Luxemburgischen, bald im Artois, bald in Flandern usw.

Der Geist des Belagerungskrieges war so allgemein, daß, wenn der eine eine Stadt belagerte, so schritt der andere nicht durch eine Schlacht zur Aufhebung der Belagerung, sondern er belagerte nun seinerseits ebenfalls.

Wie ganz anders steht der Operationsplan da, welchen 25 Jahre früher Gustav Adolf in seinem deutschen Kriege entwickelte¹⁹⁾. Auch im spanischen, selbst im österreichischen Successionskriege findet sich jener Geist mehr oder weniger, besonders aber auf dem niederländischen Kriegstheater. V. Nr. 11, 12, 13, 18.

9. Drei charakteristische Dinge, welche jetzt in der Strategie nicht mehr vorkommen sollten^{b)}

Sie sind 1. der Geist zu belagern, wovon im vorigen geredet, 2. die Tendenz, die Festungen mit der Armee zu decken, 3. das Zaudern im Geist des Fabius. Mir scheint es mit diesen drei Dingen folgende Bewandnis zu haben.

^{a)} Vor „sondern“ ist bei Änderung offenbar versehentlich „vereinigten“ stehen geblieben. — ^{b)} „sollten“ nachträglich hinzugefügt.

1. Als man wenige und unvollkommene Artillerie hatte, war jeder Ort einigen Widerstandes fähig und die Kriegstheater also mit Festungen besät. Dagegen fehlten große Niederlagsorte. In jener Menge von Orten konnte man viel leichter die Lebensmittel des flachen Landes hineinziehen, als jetzt dies geschehen kann. Der Feind fand also auf dem flachen Lande nichts zu leben und konnte nicht einen gewissen Raum durchlaufen, ohne auf mehrere Orte zugleich zu stoßen, die er einnehmen mußte. Dies geschah ihm selbst nach dem Siege, man glaubte also, da man doch in jedem Fall belagern müsse, so sei das Belagern die Hauptsache, und war sehr zufrieden, wenn man dies ohne Schlacht tun zu können glaubte. Überdem war es kein großer Verlust, wenn man genötigt wurde, seine Belagerung aufzuheben²⁰). Heutzutage gibt eine belagerte Festung mehr Operationsraum und Kraft als sonst fünf oder sechs, und eine aufgehobene Belagerung gleicht einer verlorenen Schlacht, man sollte also erstlich nicht mehr von einer Belagerung zur anderen übergehen zu müssen glauben und lieber belagern als schlagen wollen, zweitens nicht belagern, ohne den Feind vorher geschlagen zu haben. Das würde ich in meinen Militärkodex setzen, denn die gewöhnlichen Generale belagern weit lieber als sie schlagen, weil die Schuld von einer verunglückten Belagerung sich leichter auf die Umstände schieben läßt als die einer verlorenen Schlacht.

2. Die Sucht, Festungen vor einer Belagerung zu schützen, ist in unseren Zeiten noch sehr gewöhnlich und kommt mir ganz lächerlich vor. Dies war es nicht zu einer Zeit, da die Orte nur einen geringen Widerstand leisteten und oft einer gewaltsamen Eroberung ausgesetzt waren. Jetzt, wo eine Belagerung ein großes Werk ist, was die feindlichen Kräfte teilt, sind die Festungen recht gemacht, um sich belagern zu lassen, und eine Defensivschlacht sollte nie vor, sondern immer hinter der Festungslinie geliefert werden.

3. Sie führen immer den Fabius im Munde und meinen, ein General, der geschlagen ist, hätte lieber zaudern sollen. In unseren Zeiten ist das Zaudern sehr schwer. Bei den Alten lag es in der Natur ihrer Taktik, daß sie, um zu schlagen, eine Ebene suchten und jedes Terrainhindernis vermieden. Nun war aber ein römisches Lager mit Wall und Graben ein Terrainhindernis. Daher gibt es entsetzlich wenige Beispiele, daß eine Schlacht durch den Angriff eines solchen Lagers entstanden sei. Das einzige Beispiel, was ich mir erinnere, ist ein Angriff Hannibals auf das römische Lager, was ihm folgte, als er nach der Schlacht von Cannae vergeb-

lich vor Rom marschiert war und von da abzog. Aber dies war auch ein förmlicher nächtlicher Überfall.

Trotz des Sieges bei Cannae und trotz seiner Überlegenheit war der kühne Hannibal in Verlegenheit, als die Capua belagernden Römer nicht aus ihrem Lager rückten, um eine Schlacht anzunehmen. Als Hannibal vor Rom erschien nach eben dieser Schlacht, traten ihm zwei neugeworbene Legionen entgegen und nahmen ein Lager vor der Stadt. Wer kann bezweifeln, daß Hannibal diese Truppen besiegt haben würde, aber sie verließen ihr Lager nicht, er konnte es also nicht zum Gefecht bringen, und zog ab. Kurz, die ganze alte Geschichte trägt dieses Gepräge.

Wie ist es nun ganz anders heutzutage. Wo findet man Stellungen, die unangreifbar wären? oder die man nicht gezwungen werden könnte zu verlassen? Jetzt kann man eine Schlacht gewöhnlich nicht anders vermeiden, als wenn man viel Terrain aufopfert, vorausgesetzt, daß der Gegner unternehmend ist. Zuweilen ist der Vorteil durch ein solches Opfer freilich nicht zu teuer erkaufte, wie z. B. gegen die Franzosen an der russischen Grenze sein würde. Aber der Fall ist doch selten, und wer jetzt gegen einen Hannibal den Fabius spielen wollte, würde nicht weit kommen. Man hat den General Daun immer als einen Fabius der neueren Zeit dargestellt, aber ich behaupte, wenn es keine Kunst ist, mit einer überlegenen Macht zu zaudern, so ist es noch viel weniger ein Verdienst und überhaupt ein negatives Resultat.

10. Offensivwirksamkeit der Festungen

Ich kann nicht begreifen, warum man eine solche Scheu trägt, einmal eine feindliche Festung hinter sich zu haben. Wenn man ihr ein halb so starkes Korps entgegenstellt, als ihre Besatzung ausmacht, so ist sie gehörig zum Schweigen gebracht. Nur wenn die feindliche Armee sich ihrer als einer Basis in unserem Rücken bedienen kann, oder wenn sie nahe an unserer Kommunikationslinie liegt, ist sie sehr wichtig. Wer den Krieg mit aller möglichen Kühnheit und Determination führt, also einen Invasionskrieg, braucht sich wenig um die Festungen zu bekümmern.

*) Es ist eine Albernheit, wenn die Schriftsteller der Zeit behaupten: die Strategie entscheide jetzt allein, und die Taktik nichts. Die Strategie kann

*) Hier hat Clausewitz vergessen, eine neue Nr. und Überschrift einzusetzen. In der Handschrift ist am Rande später hinzugefügt „N.x“.

gar nichts entscheiden, sondern bloß den günstigen Zeitpunkt zum Gefecht vorbereiten, entscheiden kann erst das Gefecht selbst. Da, wo dies nicht der Fall ist, wo das strategische Manöver unmittelbare Folgen gehabt zu haben scheint, ist der Augenblick zum Gefecht, welchen sie herbeigeführt hat, so günstig gewesen, daß der Feind das Gefecht nicht mehr hat annehmen dürfen. — Alles dies aber setzt doch voraus, daß man das Gefecht zu führen verstehe; denn ist uns der Feind hierin weit überlegen, d. h. schlägt er uns, wo er uns angreift, so hilft alle strategische Weisheit nichts. D. N. 20.

11. Operationsplan

Phull sagt bei Gelegenheit des Feldzuges von 99 allgemein²¹⁾: „Jene Schwäche, auf die sie (die alliierte Armee) unbedachtsamer Weise den Operationsplan des ganzen Feldzugs gründete und die nur dem Anfang desselben zur Richtschnur hätte dienen sollen, ist nicht beständig auf einem Teile des Kriegsschauplatzes geheftet. Sie ist das Resultat veränderlicher Maßregeln des feindlichen Gouvernements, und der Zufall sowohl als auch die Talente der feindlichen Generale führen sie allmählich durch alle Teile des Kriegstheaters hindurch. Anstatt nun diese wandelbare Schwäche des Feindes unaufhörlich im Auge zu behalten und auf dieselbe ihre Maßregeln zu gründen, begnügen sich die Generale einer verbündeten Armee, sich von dem Stoß hinreißen zu lassen, welchen die Eröffnung des Feldzugs ihren Operationen gegeben hat. Hieraus folgt notwendig, daß die militärischen Kräfte, welche anfänglich eine zweckmäßige Richtung erhalten hatten, von dem Augenblick an, in welchem die feindliche Schwäche aufhört, sich in dieser Richtung zu befinden, zweckwidrig angewendet werden.“

Gegen diese viel zu allgemein aufgestellte Bemerkung gibt es Gründe, die ihre Richtigkeit gewiß auf eine große Minorität der Fälle einschränken.

1. Ein glücklich eröffneter Feldzug räumt gewöhnlich die Hindernisse aus dem Wege, welche sich an der Grenze des feindlichen Reichs zuerst darbieten. Warum sollte man diese Hindernisse nun an einem anderen zweiten Punkt erst wieder aufsuchen? In jedem Fall leuchtet ein, daß man im allgemeinen seine Kräfte nicht bloß in Zeit und Raum konzentrieren müsse, sondern daß man auch alle seine Tätigkeit so viel als möglich auf einen und denselben Punkt sukzessive heranzuführen müsse, so wie man beim Breche schießen die Kanonen sämtlich auf einen gewissen Raum richtet und diesen so lange beschießt, bis das Loch da ist²²⁾.

2. Wollte man der Schwäche des feindlichen Kriegstheaters folgen, so müßte man seine Kräfte von einem Ort zum andern führen, ein Zeitverlust, der ein notwendiges Übel für den Verteidiger ist, den aber der Angreifende vermeiden kann.

3. Ich kann nur die Operation für wahrhaft genialisch erkennen, die nach dem Herzen der feindlichen Monarchie gerichtet ist; anstatt also an den Grenzen zu nagen, muß man da, wo diese glücklich geöffnet sind, so weit als möglich vordringen und deswegen alle Kräfte dahin fortwährend konzentrieren.

Dennoch berührt oder streift, wenn ich so sagen darf, Phulls Gedanke eine wichtige Wahrheit. Nämlich bei einer gewöhnlichen Leitung der Angelegenheiten wird es meistens unbenußt gelassen, wenn der Feind zur Verstärkung der wichtigsten Punkte im Laufe des Feldzugs andere schwächt und da, wo man sich anfangs zu schwach gefühlt hat, etwas zu unternehmen, wo man defensiv hat gehen wollen, glaubt man es auch bis ans Ende des Feldzugs zu sein. Es sollte aber Gesetz sein, die Schwächung gewisser Punkte, zu welcher sich der Feind durch unsere Operationen genötigt sieht, augenblicklich zu benützen, durch einen besonderen Aufwand von Energie, wenn kein Aufwand an Kraft dazu gemacht werden kann. Denn es ist gewiß, daß ein so geschwächter Punkt, wenn nicht ein ganz außerordentlicher Mensch auf demselben befehligt, sich schon als halb geschlagen ansieht und mit wenig Mut und Hoffnung entgegen wirken wird.

12. Operationsplan

Welch ein erbärmliches Hin- und Herreden ist das meiste strategische Raisonement! A sagt, er muß nach x operieren gegen die feindliche Hauptstadt; Gott bewahre, sagt B, er muß nach y operieren, so deckt er seine eigene Hauptstadt. Diesen Punkt, sagt C, muß man angreifen, denn ist er nicht offenbar der schwächste? Ja, er ist der schwächste, sagt D, aber es kommt darauf an, die feindliche Macht zu vernichten, darum muß man sie da aufsuchen, wo sie ist, und einen großen Schlag tun, — und so geht es bis in Ewigkeit fort, und wenn die Herren fertig sind, so ist jeder so klug wie vorher, und nicht das aller kleinste Resultat kommt zum Vorschein.

Mich dünkt, es sei also, daß die Kriegskunst zu uns redet:

Gehe dem größten, entscheidendsten Zweck nach,

welchen du zu erreichen, wähle den kürzesten Weg dazu, den du zu gehen *dich getraust*.

Dies letztere ist ein Punkt der individuellen Eigentümlichkeit, und es ist also vergebens, daß man einem furchtsamen Menschen einen kühneren Kalkül vormacht, als der seinige ist; für ihn ist der seinige viel wahrer. Daß einer, der selbst ausführt, also für die Ausführung haftet, einen zu kühnen Kalkül macht, kommt nicht leicht vor. Es war nicht zu große Kühnheit, sondern zu große Vorsicht, daß Karl XII. zum Mazeppa und nicht nach Petersburg marschierte²³). Lloyd würde seinen Operationsplan für Friedrich II. 1756^a) gewiß nicht so gemacht haben, wie er im Tempelhoff steht²⁴), wenn er ihn selbst hätte ausführen sollen; ich denke, er hätte sich zweimal besonnen, ehe er ein Korps an die Quellen des Mains und ein anderes nach Ungarn gesandt hätte — aber hätte er den Mut gehabt, diesen Plan für sich selbst zu entwerfen, so setzt das voraus, daß er in sich die Mittel zur Ausführung fühlte und dann — hatte er Recht. Ich mag es nicht drucken lassen, aber bei mir selbst kann ich's nicht verhehlen, es kann ein General nie zu kühn sein in seinen Plänen, vorausgesetzt, daß er bei Sinnen ist und sich nur solche Zwecke vorsetzt, wozu er bei sich selbst überzeugt ist gelangen zu können.

So viel über den Zweck der Operationen, der immer am schwierigsten zu wählen, weil er mit dem Geist der Kriegskunst inniger verwandt ist, und um welchen sich die strategischen Raisonnements so oft im Kreis herumdrehen²⁵). Die Wahl der Mittel ist schon auf eine viel festere Art zu bestimmen, weil sie der körperlichen Welt näher verwandt sind. Aber auch hier ist man noch nicht auf reine Erkenntnisse gekommen. Ob eine Gegend geschickter zum Defensiv- als Offensivkrieg ist, unter welchen Umständen es vorteilhaft, unter welchen es nachteilig ist, umfassend angegriffen zu werden, läßt sich z. B. ausmachen und auf deutliche Vorstellungen zurückbringen; aber man findet diese deutlichen Vorstellungen doch sehr selten.

13. Operationsplan

Zweck des Krieges: an diesen knüpfen sich die Zwecke im Kriege^b) an, und von ihm also muß das Raisonnement über Operationspläne beginnen. Folgendes ist eine genauere Ausführung von Nr. 12.

^a) Hl.: 1656. — ^b) Verbessert aus „Kriegszwecke“.

Der politische Zweck des Krieges kann doppelter Art sein. Entweder den Gegner ganz zu vernichten, seine Staateneristenz aufzuheben, oder ihm beim Frieden Bedingungen vorzuschreiben. In beiden Fällen muß es die Absicht sein, die feindlichen Kräfte so zu lähmen, daß er entweder gar nicht oder nicht ohne Gefahr seiner ganzen Existenz den Krieg fortsetzen kann.

Die Zerstörung der Streitkräfte ist also der^{a)} nähere Zweck des Krieges, und der nächste Weg dazu macht allemal das Gesetz der Kunst aus.

Die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte kann vorzüglich geschehen, indem man ihm Land nimmt oder Kriegsvorräte oder seine Armee vernichtet²⁶⁾. Jeder dieser Wege ist unter gewissen Umständen für sich allein möglich, wird aber selten allein zum Zweck führen. Hier soll nicht untersucht werden, unter welchen Umständen man einem derselben eine Zeitlang allein nachgehen, und z. B. die Besetzung einer offenen oder schwach verteidigten Provinz dem Angriff seiner^{b)} stärksten mit politischen und militärischen Kräften am reichhaltigsten versehenen vorziehen sollte: Das Nachdenken könnte zwar hier auf allgemeine Grundsätze führen, aber viel leichter und sicherer wird sich in jedem besonderen Fall berechnen lassen, welches der kürzeste Weg^{c)} zum ^{d)}Zweck ist (Nr. 12). Nur das muß ich bekennen, daß große Feldherren es immer damit gehalten haben, die feindliche Armee zu vernichten.

Nun kommen die eigenen Kräfte in Betrachtung. Mit größeren Aufopferungen erreicht man größere Zwecke. Hier tritt eine Maxime ein, die allen großen Feldherren eigen ist und die Grundsatz der Kunst sein muß, oder es gibt keine:

Man soll den Krieg mit dem höchsten Grad der notwendigen oder der möglichen Anstrengung führen.

Operationen, die außer dem Gebiet unserer Kräfte liegen, sind falsch, und wenn sie beabsichtigen, den Feind mit einem Streich zu Boden zu werfen. Unter allen Operationen aber, die im Gebiet unserer Kräfte sind^{e)}, muß die entscheidendste genommen werden, sie mag viel oder wenig kosten.

In Ewigkeit kommt man nicht ins Reine, wenn man solche Sätze zuläßt: Unter allen Operationen, die im Gebiet unserer Kräfte liegen, soll man die wählen, welche bei dem geringsten

^{a)} Durchstrichen: „nächste Weg zum“. — ^{b)} D. i. des Gegners. — ^{c)} Verbessert statt „Zweck“. — ^{d)} Durchstrichen „Kri“. — ^{e)} Verbessert statt „die möglich sind“.

Kraftaufwand die größten Erfolge verspricht. Diese Doppelsätze hat der Kleinigkeitsgeist, die Pedanterie hat sie erfunden, und sie verjagen alle deutlichen Vorstellungen und stoßen in einen Abgrund nutzloser Möglichkeiten. Nein, die entscheidendsten Operationen, kosteten sie auch die höchste Anstrengung! Dieser Grundsatz liegt in der Natur der Kriegskunst, und wer ihn da nicht zu suchen versteht, der denke daran, daß ohne ihn man gegen einen kühnen Gegner Pfennige gewinnen und Taler verlieren würde.

Ich habe gesagt: die entscheidendste Operation im Gebiet unserer Kräfte, und glaube so der Vorstellung Einheit gegeben zu haben, um ihr aber auch Klarheit zu geben, [sage ich] folgendes: Je mehr Kräfte man auf eine Operation verwendet, umso sicherer wird ihr Erfolg, und wenn gleich der Erfolg solcher Operationen, die im Gebiet unserer Kräfte liegen, nicht mehr unmöglich sein kann, so kann er doch noch unwahrscheinlich bleiben, und daher ließe sich hier wieder einer von jenen Doppelsätzen aufstellen: Man müsse diejenige unter allen Operationen wählen, die mit der größten Wichtigkeit des Erfolges die meiste Sicherheit desselben verbinde. Aber dergleichen Sätze mit doppelten, einander zum Teil entgegengesetzten Bedingungen, die ein vermeintlicher Scharfsinn erfindet, um den Gegenstand umso sicherer ganz zu umfassen, sind leere logische Hüllen, Formen, aus denen der Geist der Kriegskunst entwichen ist.

Man kann bloß verlangen, daß der Erfolg einer Operation überhaupt wahrscheinlich sei, um zu sagen: die Operation liegt im Gebiet unserer Kräfte. Wahrscheinlich wird er von dem Augenblick an, da die Summe unserer Mittel und Vorteile die feindlichen überwiegt*). Aber es ist der Kunst ganz gleichgültig, ob diese Kräfte wirklich da sind, oder ob der Feldherr mit viel geringeren dieselbe Wirkung hervorzubringen gedenkt. Er sündigt nicht gegen die Kunstgesetze, wenn er mit der Kraft von 6 die Wirkung hervorzubringen denkt, wozu die Kraft von 10 erfordert wird, vorausgesetzt daß er es weiß, daß die Kraft von 10 erforderlich ist, — findet er in sich selbst die Mittel, um 6 so zu ergänzen, daß sie 10 werden, so

*) Für die, welche recht sorgfältige Logiker sind, folgendes: Ein Minimum des Übergewichts gibt Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, aber man braucht sich hier nicht um den Begriff des Minimums zu ängstigen, denn ein kleines Übergewicht wird im wirklichen Fall nicht erkannt werden, weil sich die Mittel und Vorteile in einer Lage nicht so genau abmessen lassen. Man wird also die gegenseitige Lage immer für gleich vorteilhaft halten, bis ein entscheidendes Übergewicht auf einer Seite entsteht, und für diese ist dann die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs.

ist das kein Fehler, und wenn er unglücklich ist, so beweist das höchstens, daß er von sich selbst, nicht aber, daß er von der Kunst eine falsche Ansicht hatte. Mich dünkt, es ist keine Frage, daß sich das so verhält.

Überhaupt also kann die Theorie den Feldherrn bloß die Beurteilung der Dinge lehren, die außer ihm liegen, und dafür sorgen, daß das Vertrauen zu sich selbst, sein Unternehmungsgeist nicht aus Unwissenheit entspringe — nur dieser ist schädlich, jeder andere ist mit dem Geist der Kriegskunst in steter Übereinstimmung, sollte er auch unglücklich sein. Jetzt, da wir sehen, daß Friedrich II. in der verzweiflungsvollen Leuthener Schlacht zu siegen sich mit Recht imstande fühlte, müssen wir seinen Entschluß loben und würden ihn auch loben müssen, wenn ein unglücklicher Zufall seinen Untergang herbeigeführt hätte.

Wenn also die Macht eines Staates hinreicht, den Feind zu schlagen und zwei Festungen zu gleicher Zeit zu belagern, und dies die entscheidendste Maßregel ist, welche im Gebiet seiner Kräfte liegt, so fordert die Kriegskunst diese Operation, wenngleich der Erfolg mehr gesichert sein würde, wenn man sich auf die Belagerung einer Festung einschränkte. Es gibt noch einen Grund, warum die Kriegskunst der entscheidendsten Operation den Vorzug gibt vor der sichersten, nämlich weil man so auf einer bestimmten Grenze — das Gebiet unserer Kräfte — steht, statt daß man, wenn man die größere Sicherheit vorziehen wollte, leicht zu Ausschweifungen kommen könnte. Eine solche Ausschweifung ist fast die ganze militärische Laufbahn des Feldmarschall Daun. Weil er nie etwas unternahm, wenn nicht ein gewaltiges Übergewicht an Kräften ihm den Erfolg zusicherte, so geschah es, daß die Österreicher im Siebenjährigen Krieg ihre Kräfte erschöpft hatten, ehe noch solche Erfolge eingetreten waren, die Grund zu vorteilhaften Friedensbedingungen hätten abgeben können.

Der Grundsatz, immer die entscheidendste Operation zu wählen, die im Gebiet unserer Kräfte liegt, folgt aus dem Geist und Sinn der Kriegskunst, und man darf diese nur ihrem wahren Namen nach nennen, um dies einleuchtend zu machen. Sie ist der vorteilhafteste Gebrauch der vorhandenen Streitkräfte, also alles, was sich mit diesen Kräften unternehmen läßt, muß wirklich unternommen werden. Gleichwohl könnte es zuweilen scheinen, jener Grundsatz sei dem Interesse entgegen. Z. B. der Zweck der Defensiv ist, den Status quo zu erhalten, also Zeit zu gewinnen, wie man sich ausdrückt; — aber eine Unternehmung, wozu

man die Kräfte hat, gibt ja die Wahrscheinlichkeit für uns, und diesen Vorteil wird man ja für nichts hingeben, wenn man untätig bliebe, es ist also gegen den Geist der Kriegskunst, und man muß also im Defensivkrieg so gut unternehmen, was man kann, als im Offensivkrieg. Wenn ein Monarch seinem Unterfeldherrn befiehlt, trotz seiner Überlegenheit der Kräfte auf seinem Kriegstheater nichts zu unternehmen, so ist das ein anderer Fall; es ist Mißtrauen gegen seinen Unterfeldherrn, der in diesem Fall eine negative Größe wird, die die Summe der eigenen Kräfte verkleinert.

Ein anderer Fall. Die Zeit kann uns günstige Konjunkturen herbeiführen. In zwei Monaten z. B. kann das Übergewicht, was wir jetzt schon haben, um das doppelte wachsen. Ist es nicht besser, bis dahin nichts Entscheidendes zu unternehmen und dann umso sicherer zu gehen? So raisonnirt die Kunst nicht. Mit der Sicherheit hat sie nichts zu schaffen, weil das ein Begriff ist, der keine Grenzen hat. Sie raisonnirt so: Ist der Erfolg ein größerer, wenn du unternimmst, was deine Kräfte erlauben und zu diesem die Wirkungen der Kräfte hinzufügst, welche in zwei Monaten dir zu Hilfe kommen, oder ist er größer, wenn du diese Hilfe abwartest und alle diese Kräfte in der Zeit konzentrierst? Nach der Entscheidung dieser Frage trifft die Kunst die Wahl. Ich habe schon einmal gesagt, wohin die Fälle gehören, wenn Mangel an Zutrauen eines Oberfeldherrn zu seinem Unterfeldherrn oder Mangel an Vertrauen des letzteren auf sich selbst, gehören [sic] und daß sie hier nicht in Betrachtung kommen.

Der Begriff Zeit gewinnen bedarf einer Bestimmung. Die Zeit, welche über das Nichtstun verläuft, gewinnt der, welcher zu schwach ist, etwas zu tun, und der andere verliert sie. Wenn also ein Stärkerer, der etwas tun sollte, nichts tut, und sagt, er will Zeit gewinnen, um gewisse günstige Konjunkturen abzuwarten, so ist das falsch ausgedrückt. Er sollte sagen: ich will diese Zeit, die mir verloren geht, weil ich etwas unternehmen könnte, obenein eben, um zu günstigeren Umständen zu gelangen, und es kommt also darauf an, ob er mit dieser Zugabe nicht den noch günstigeren Augenblick zu teuer erkaufte, das heißt, es kommt auf eine Vergleichung an, und wir sind also wieder auf dem obigen Stand.

Übrigens ist dieses Abwarten vorteilhafter Konjunkturen von der Zeit ein mißliches Ding. Nicht, daß die Zeit überhaupt gewöhnlich mehr nachteilige als vorteilhafte Konjunkturen herbeiführte, das zu behaupten, wäre Unsinn, sondern weil die natürliche Furchtsamkeit gewöhnlicher

Menschen bei großen Unternehmungen sie gar zu leicht überredet, von der Zeit die Hilfe zu erwarten und nichts zu unternehmen, überdem ver-
gibt man gewöhnlich den Zeitverlust mit in Rechnung zu bringen, den
das Abwarten gibt und der dann am empfindlichsten ist, wenn die von der
Zeit erwarteten Vorteile weniger groß sind, als man sich anfänglich vor-
gestellt hatte.

Wir müssen noch einmal auf die Natur des Defensivkrieges zurück-
kommen. Zuerst:

Was ist Defensivkrieg? Ein solcher, wo man gar nichts unter-
nimmt? Nein, das wäre ein Krieg, worin nur der eine Krieg
führte²⁷). Wie schwach man also auch im Verhältnis zum Gegner sei,
der ganze Krieg kann nicht defensiver Natur sein; es würde weit besser
getan sein, auf gutes Glück und die eigene Verzweiflung zu rechnen und
seine schwachen Kräfte geradezu für so stark anzunehmen, als könne man
damit etwas unternehmen, besser sage ich, als sich bloß mit Abwehrung
der Stöße zu beschäftigen, welche der Gegner gibt. Allgemeine Defensiv-
würde mehr Streitkräfte erfordern als die Offensive.

Aber teilweise, d. h. auf gewissen Kriegstheatern kann man sich auf
die bloße Abwehrung der feindlichen Stöße beschränken und also einen
Defensivkrieg führen. Und da, dünkt mich, besteht der Geist des wahren
Defensivkrieges darin, daß man sich beschränkt, sein eigenes Kriegs-
theater zu erhalten und nichts gegen das feindliche zu unternehmen,
was aber keineswegs den Angriff des Feindes in der Schlacht ausschließt.

Eine solche Defensiv wird man da führen, wo man sich schwächer als
der Feind glaubt, und damit nie eine Defensiv mit stärkeren Kräften
stattfinde, so wird man entweder, so wie man stärker wird, zur Offensive
übergehen, oder man wird die überflüssigen Kräfte von diesem Kriegs-
theater abführen auf ein anderes offensives.

Man sieht hieraus, daß ein Defensivkrieg, der nicht fehlerhaft sein
soll, nur da geführt werden darf, wo die Kräfte nicht stark genug sind,
um ihn offensiv zu führen, d. h. da, wo die entscheidendsten Operationen,
welche im Gebiet unserer Kräfte liegen, noch nicht zur Offensive (d. i.
zum Angriff des feindlichen Kriegstheaters) führen. Hier wird also die
Absicht, Zeit zu gewinnen, in keinem Widerspruch mit unserem obigen
Grundsatz stehen.

Ich verlasse hier diesen Gegenstand, indem ich alle die, welche sich
ernstlich mit der Kriegskunst beschäftigt haben, und in diesem Buche

blättern sollten, einlade, ihn rein durchzudenken, vielleicht werden sie dann finden, daß diese Betrachtungen wenigstens mehr an den wahren Geist der Kriegskunst erinnern als Bülow's sophistische Spielereien.

14. Gebirgsverteidigung

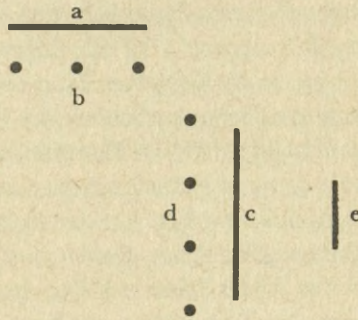
Sie gründet sich auf die Vorstellung von den Schwierigkeiten, welche ein Feind haben würde, der ein starkes, einigermaßen besetztes Defilee forcieren wollte, und auf die Unmöglichkeit, im Gebirge außerhalb der Straße zu marschieren. Aber mit einigen Bataillonen ohne viel Geschütz und Reiterei ist es nicht unmöglich, außerhalb der Straße zu marschieren, und diese sind hinreichend, um den einzelnen Posten bei ihrer äußerst defensiven Natur und großen Schwäche gefährlich zu werden. — Das Hauptübel aber ist, daß eine solche Stellung das Heer gleichsam paralytisiert und jede Bewegung und also auch die Offensive unmöglich macht. D. N. 16.

15. Konzentrische Grenz- und Angriffsform

So stattlich sich auch der Übergang von Position zu Kriegstheater, von Schlacht zu Operation ausnimmt, so ist diese ganze Zusammenstellung doch ein Sophismon, weil die taktischen Wirkungen ganz anders hervorgebracht werden und ganz andere sind als die strategischen, und Bülow, Venturini, Matthieu Dumas, Massenbach²⁸⁾ sind alles keine Köpfe vom ersten Rang, sind beredte Sophisten, die bloß die gemeinen Köpfe blenden können und die den Teufel nichts taugen, um eine Kunst auf wissenschaftliche Prinzipien zurückzuführen. Wenn ich dergleichen Zeug schreiben wollte, so sollte es mir nicht schwer werden, so gut Bände damit anzufüllen, als sie, die wenigstens ebensoviel gegen ihre Meinungen beweisen würden, als sie dafür bewiesen haben. Aber für die besseren Köpfe braucht dergleichen nicht widerlegt zu werden.

Die Vorteile des konzentrischen Angriffs in der Strategie sind: 1. Der Armee auf ihre Basis zu fallen, sie dadurch zum Rückzug zu zwingen oder sie gar zu vernichten. Selbst dann, wenn die Flanke durch eine andere Armee verteidigt wird, ist die Lage noch nicht auf beiden Seiten gleich. Der Verteidiger muß, sobald eine der Armeen geschlagen wird, beide zurückziehen, wieviel Vorteile auch die andere errungen hätte. Aber wenn die konzentrische Form des Angriffs diese Vorteile geben soll, so setzt das

Bedingungen voraus, auf die man bis jetzt nicht Rücksicht genommen hat. Nicht jeder Flankenangriff führt auf die feindliche Operationsbasis. Wenn die Armee a ihre Basis*) b dicht hinter sich auf Festungen hat, und die Armee c die ihrige in d gleichfalls, so werden die Festungen b schwerlich durch c bedroht werden können, gesetzt auch, c habe gesiegt. Eine solche Lage also, da beide Seiten für sich bestehende Kriegstheater haben, sichert völlig gegen die Nachteile der konzentrischen Form und führt gerade zu dem Wesen der wahren Defensiven. Man bleibt defensiv da, wo man nicht Kräfte genug aufstellen kann, um offensiv zu agieren (Nr. 13). Die



Schwäche der Armee ist also das, worauf sich vorzugsweise die Grundsätze einer guten Defensiven beziehen müssen. Wollte man dieser Schwäche ihre natürliche Gestalt lassen, d. h. sie gleichmäßig verteilen, so würde man verloren sein. Man muß sie also auf unschädliche Punkte legen, und da sie fest auf keinem Punkt zu lange ruhen darf, ohne Gefahr hervorzubringen, so muß sie von einem Teil zum andern geführt werden. Diesen doppelten Gebrauch einer und derselben Armee gegen mehrere Feinde ist das Wichtigste in der Defensiven, und ihm völlig analog ist ein Kriegstheater, was von seinen Feinden umschlossen wird.

Die Größe des konzentrischen Kriegstheaters ist dabei ein wesentliches Stück. In der Taktik sind die konzentrischen Angriffe umso wirksamer, je näher sie aneinanderliegen, in der Strategie, je weiter sie voneinander ab sind, denn umso mehr hat die Flankenarmee verrichten können, ehe der Verteidiger sie erreichen konnte. Doch wird es für den Verteidiger ebenso gefährlich, wenn sie zu nahe sind, weil sie dann gleichzeitig über ihn herfallen können. Ein solches Kriegstheater muß also eine mäßige Größe haben²⁹⁾. — Übrigens sind diese theoretischen Ansichten leicht auf-

*) Verbessert statt „Kriegstheater“.

zufassen, aber es gehört ein hoher Grad von Tätigkeit dazu, um sie mit Erfolg anzuwenden; wie denn überhaupt Tätigkeit das große Geheimnis ist, die Theorie praktisch zu machen.

Die Geschichte ist reich an solchen Defensiven, die vermöge eines konzentrischen Kriegstheaters glücklich geführt wurden. Fast der ganze Siebenjährige Krieg ist ein solches Beispiel, neuerdings noch der Feldzug Erzherzog Karls von 96 gegen Moreau und Jourdan, und Bonapartes Feldzug in eben dem Jahr gegen Wurmser und Alvinzi³⁰⁾. An Beispielen einer^{a)} obgleich konzentrisch umfaßten, dennoch wirksamen Offensive fehlt es auch nicht ganz. Die kaiserlichen Generale Hohenlohe und Beaulieu blieben z. B. nach dem unglücklichen Feldzug von 1792 bei Luxemburg und Trier mit 30 000 Mann stehen und hatten die Festungen Trier und Koblenz allein noch hinter sich; von dieser wie ein Pfeil vorgehenden, im Jahr 92 vergeblich angegriffenen Spitze gingen im Jahr 1793 die Operationen aus, die so glücklich ausfielen, daß Dumouriez seine projektierte Eroberung Hollands aufgeben und nach Neerwinden zurückweichen mußte, um dort besiegt zu werden³¹⁾. Es ist bemerkenswert, daß die Orte Trier, Koblenz und Luxemburg gerade eine solche Lage gegen den Rhein haben wie Quesnoy, Condé und Valenciennes gegen die Grenze der Niederlande, welche Lage doch, wie Bülow meint, so entscheidend gewesen sein soll, weil sie die Operation der Alliierten nicht basierte und nur einen Punkt deckte³²⁾. D. N. 19.

16. Über Gebirgskrieg

Nach meiner Meinung (die der bisherigen sehr entgegengesetzt ist) ist eine gebirgigte Gegend einer guten Verteidigung hinderlich, wenn von dem Kriege im großen (d. i. mit großen Armeen, ein anderes sind Insurrektionen) und nicht von kleinen Detachementern die Rede ist. Hieraus folgt von selbst, daß sie dem Angriffe günstig sei. Aus beidem folgt aber nicht, daß, wenn eine defensive Armee das Gebirge vermeidet, die offensive es suchen müsse. Eine offensive Armee hat immer offensive Zwecke, aber sie befindet sich deswegen nicht immer in dem Zustand des Angriffs. Der Angriff besteht in kurzen Momenten, in der Zwischenzeit treten für die offensive Armee wie für die defensive die Bedingungen der Verteidigung ein und mit ihr die Nachteile des gebirgigten Terrains.

^{a)} Hs. Beginn einer neuen Zeile, durchstrichen: „Über den Gebirgskrieg habe ich eine“, vgl. die folgende Nr.

Hieraus folgt, daß im allgemeinen eine gebirgigte Gegend beiden Theilen ungünstig sein könne, was kein Widerspruch ist. Die Gründe aber, warum eine Gebirgsgegend dem Zustand der Defensiv nachtheilig ist, sind folgende:

1. In einem Gebirge kann man nicht überall marschieren, man ist auf wenig Wege und Straßen eingeschränkt, dadurch erhalten diese Wege Wichtigkeit, mit ihnen die Punkte, welche sie beherrschen, durch diese das Terrain. Das Terrain muß also verteidigt werden.

2. Wäre diese Verteidigung gewisser Punkte in offenen Gegenden nötig, so würde sie durch Bewegung, durch Angriffe mit überlegener Macht auf den dort aufgestellten Feind geschehen können, was einzig im Geist der wahren Defensiv ist. In gebirgigten Gegenden hören aber des Mangels an Straßen wegen die Bewegungen auf, oder sie sind auf einige wenige eingeschränkt, die der Feind vorhersehen und denen er zuvor kommen kann; überdem gelangen in gebirgigter Gegend alle Nachrichten später an, man würde überall zu spät kommen. Dies ist der Grund, warum das Terrain auch unmittelbar, d. h. defensiv verteidigt werden muß.

Hiermit nun ist das Kordonsystem fertig, und wer glaubt, es sei ein freiwilliger Fehler aus Unwissenheit begangen, irrt, es ist ein notwendiges Übel. Darum kommt es immer wieder vor, und wenn große Generale sich nicht darin verwickelt haben, so geschah es bloß, indem sie überhaupt auf die Verteidigung der Gebirge Verzicht geleistet haben.

3. In den Gebirgen gibt es wenig Stellungen, die nicht von einem Terrain umgeben wären, was man sorgfältiger bewachen und hartnäckiger behaupten muß als die Umgebungen einer Stellung in offener Gegend; ein neuer Grund zum detachieren. Von dieser großen Verteilung der Kräfte aber hat allemal der den Vorteil, der seine Kräfte zuerst versammelt, was in der Regel der Angreifende ist.

4. Man kann in gebirgigter Gegend seine Maßregeln mehr verheimlichen, ein Vorteil, der im allgemeinen auch dem Angreifenden zustatten kommt.

Aus allem dem folgt, daß man mit einer Armee nie das Gebirge suchen müsse, es sei denn man habe die Absicht, in demselben sogleich zur Offensive überzugehen, und die Aussicht, hierin dem Feinde zuvorzukommen.

Ein anderes ist aber der Fall, wenn ein furchtsamer methodischer Gegner uns die Überzeugung gibt, daß er die vermeintliche Stärke unserer

Gebirgsstellung respektieren und nichts Ernstliches dagegen unternehmen werde, alsdann mag man sich in Gottes Namen hineinstellen³³).

Als Maillebois 1742 nach seiner Vereinigung mit den in Bayern befindlichen Franzosen 50000 Mann stark zum Entsatz des Marschalls Belleisle in Prag anrückte, stellte sich ihm der Herzog Franz von Lothringen mit seiner Armee in dem böhmischen Wald entgegen. Die Franzosen zogen von Teinitz bis Kaaden von einer Gebirgspforte zur andern, ohne hineinzukommen. Nachdem dieses Herumziehen fünf Wochen gedauert hatte, erklärte man den Entsatz für unmöglich und kehrte nach Bayern um, woher man gekommen war. — Das war so ein Fall. V. N. 31.

17. Grundsatz der Tätigkeit

Es ist äußerst wichtig, einen Feldherrn zu haben, der, auch wenn er sich auf der Defensiv befindet, nur daran denkt, dem Feinde zu schaden; denn es bieten sich für den beständig Aufmerksamen und Tätigen gewiß viel mehr Gelegenheiten dazu dar, als man gewöhnlich glaubt. Überdem ist dies das sicherste Mittel, nicht eingeschläfert zu werden und nie der nötigen Vorsicht zu mangeln.

18. Operationsplan

Es ist mit strategischen Entwürfen eine eigene Sache. Es gehört viel Takt des Geistes dazu, den selbst nicht immer gute Köpfe haben, um eine Menge von Dingen dabei aufzufassen und im Auge zu behalten, die sich nicht immer darstellen oder wenigstens nicht in der ganzen Stärke darstellen lassen, mit welcher sie auf den Leser wirken sollen. Der vorteilhafte Eindruck z. B., den die Kühnheit in gewissen Augenblicken hervorbringen wird, will fast ebensosehr mit dem Gemüte empfunden als mit dem Kopfe erkannt sein. Man kann nicht genug sich gegen die Alltagsraisonnements auflehnen, womit manche Menschen große Dinge zu tun meinen. Der schönste strategische Entwurf hat seine Nachteile, die darum nicht Schwächen des Entwurfs sind, sondern die er in sich aufnehmen mußte, um andere Nachteile zu vermeiden und Vorteile zu erkaufen. Von der anderen Seite gibt es wohl keinen noch so schlechten strategischen Entwurf, der nicht seine Vorteile hätte. Diese Vorteile und jene Nachteile sind es, die die meisten Menschen irreführen, weil sie keine Mittelsomme zu ziehen wissen.

19. Konzentrische Angriffe

in der Taktik und Strategie beruhen auf der Voraussetzung, daß der Feind konzentriert stehe. Denn wenn er seine Flanken durch eine ungeheure Ausdehnung deckt, so wäre es ja lächerlich, ihn ferner umgehen zu wollen, anstatt die neue Blöße, die er gibt, zu benutzen und über einen schwachen Teil mit überlegener Macht herzufallen. Diesen Fehler machte Dumouriez 1792 in Belgien, und die Österreicher hatten eine solche Tendenz zum Überflügeln und Umfassen bekommen, daß sie die Franzosen auch in den Schlachten von Tourcoing 1794³⁴⁾ und Hohenlinden 1800³⁵⁾ umfassen wollten, wie es darauf ankam, sie zu durchbrechen.

20. Definition von Strategie und Taktik

Die Taktik ist die Lehre, wie man den Sieg erringt durch den^{a)} Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht; die^{b)} Strategie die Lehre, wie man den Kriegszweck erreicht durch Verbindung einzelner Gefechte; d. h. um der Eleganz des Ausdrucks willen: Taktik ist die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefechte, Strategie die Lehre vom^{c)} Gebrauch der einzelnen Gefechte zum Zweck des Krieges.

Wer da glaubt, die Strategie bediene sich noch eines anderen Stoffes als das Gefecht, woraus sie ihr ganzes schafft, der analysiere nur alle im Kriege vorkommenden Handlungen recht genau, und er wird finden, daß sie en dernière analyse, wie die Franzosen sagen, immer auf ein wirklich beabsichtigtes oder vorgespiegelter Gefecht beruhen [sic]. Wenn mich mein Gegner durch ein Manöver aus meiner Stellung ohne Gefecht treibt, so hat er mir eigentlich ein Gefecht unter so vorteilhaften Umständen angeboten, daß ich es nicht habe annehmen können. Ganz allgemein kann man sagen: allem, wozu Streitkräfte gebraucht werden, liegt die Idee eines Gefechts zum Grunde; denn sonst würde man ja dazu keine Streitkräfte gebrauchen³⁵⁾.

21. Geist der Kriegskunst

Alles beruht im Kriege auf dem Gefecht, was entweder wirklich vorgefallen oder bloß von einem Teil beabsichtigt oder gar nur vorgespiegelt ist. Das Gefecht ist also für die Strategie, was das bare Geld für den

^{a)} „wie ... den“ verbessert statt „vom“. — ^{b)} „die“ nachträglich hinzugefügt. —

^{c)} Von anderer Hand verändert in „von der Verbindung und dem“, vgl. die Handschriftenprobe.

Wechselhandel ist³⁶). Mehrere glückliche Gefechte können einem Selbstherrn zuweilen mehr Erfolge verschaffen als sie eigentlich sollten, gerade so wie ein gewisses Vermögen dem Kaufmann oft einen viel größeren Kredit verschafft, als er verbürgen kann. Aber, wer gar kein Vermögen hat, kann auch keine Wechsel stellen, und wer gar nicht zu fechten versteht, könnte sich tot manövrieren ohne den geringsten Erfolg. Hieraus sieht man, wie albern die Meinung von Bülow, Dumas und Konsorten ist über den Wert des Gefechts heutzutage. Wem aber dergleichen Namen zu sehr imponieren, um seiner eigenen Vernunft mehr zu trauen als ihnen, der denke an zwei Autoritäten von höchstem Range: an Montecuccoli, wenn er in seiner Kriegskunst sagt: *s'imaginer de faire de grandes conquêtes sans combattre c'est un projet chimérique*³⁸), und an Bonapartes Selbstzüge. V. N. 23.

22. Konzentrierung der Kräfte

Man kann sagen, die Franzosen haben ihre Kräfte in der Zeit konzentriert (immer auf allen Punkten gleichzeitig angegriffen), Friedrich der Große im Raum³⁹). Sie in Raum und Zeit gleichzeitig konzentrieren, würde das Maximum der Stärke geben, läßt sich aber nicht immer mit den Umständen vereinigen.

Friedrich II. schlug mit einer Armee zwei bis drei andere; dies konnte natürlich nur nacheinander geschehen. Deshalb mußten die Truppen, zu welchen diese Armee stieß, einstweilig müßig liegen. Es konnte aber auch nur geschehen, indem er sich im Raume konzentrierte. Die Franzosen haben es umgekehrt gemacht. Alle ihre Angriffe auf den entferntesten Punkten ihres ungeheuren Kriegstheaters waren gewöhnlich gleichzeitig, aber sie dehnten ihre Kräfte dabei unglaublich aus, weil die Gegner es ihnen nachmachten und auf diese Weise ihre taktische Überlegenheit verloren.

23. Geist der Kriegskunst

Fortschritte in der Kriegskunst kann nichts anderes heißen, als wenn man es dahinbringt, den Gang des Krieges mit allen seinen tausendfachen Ereignissen von dem Willen und den Kräften der handelnden Personen abhängiger zu machen und dem Zufall in eben dem Maße zu entziehen.

Es ist also eine gewaltige Ideentonsion, wenn Bülow glaubt, die Kriegskunst sei fortgeschritten, wenn man mit weniger Kräften größere Resultate hervorbringe⁴⁰). Die Kriegsergebnisse hängen von dem Verhält-

nis der Gegner ab; ist dieses ungleich, so sind die Resultate groß, ist dies gleich, so sind sie klein. So ist es bei den Kannibalen wie bei uns.

24. Grundsatz der Tätigkeit

Nie darf sich unsere Absicht auf reines Verteidigen beschränken, immer muß man mit der Idee umgehen, ihn“) anzugreifen, und nur die Umstände müssen auf die Verteidigung zurückdrängen, so wie ein gut gerittenes Pferd nie hinter dem Zügel zurückbleiben muß, so muß der General nie weniger tun, als ihm die Umstände erlauben, immer vielmehr durch seinen Ttigkeitstrieb etwas weiter geführt werden.

25. Verteidigung eines Landes hinter Gebirgen

Nachdem man die Verteidigung eines Landes durch die Behauptung eines Gebirgsterains als sehr gefährlich erkannt hat, hat man behauptet, die verteidigende Armee müsse sich hinter dem Gebirge in einer solchen Entfernung aufstellen, daß, wenn der Feind dasselbe passiert, man über die noch nicht vereinigten Kolonnen konzentriert herfallen und eine derselben gänzlich schlagen könne.

Von dieser Idee gibt es zuweilen ganz falsche Begriffe; es ist dabei folgendes zu bedenken:

1. Man muß der Kolonne, welche man schlagen will, (also dem Ausgang des Passes) näher sein, als die übrigen Kolonnen ihr sind, denn wenn man auch einige Zeit dadurch gewinnt, daß der Feind benachrichtigt sein muß, so gehört doch auch zum Gefecht einige Zeit. Wenn nun die feindlichen Kolonnen einander so nahe sind, daß sie sich in einem Tagemarsch vereinigen können, so muß man sich folglich auch sehr nahe am Fuß des Hauptrckens lagern, und da kann sehr bald ein solches Verhältnis eintreten, daß man diese Idee ganz aufgeben muß, weil die meisten Gebirge wegen des dominierenden Terrains nicht erlauben, sich ihnen zu nahe zu lagern, ohne ihren Hauptrcken selbst zu besetzen. Ein jeder begreift, daß es sehr gefährlich wäre, sich am Fuß eines Gebirges zu lagern, was in waldigen Bergrücken vom Hauptstoß aus ins Land hineingeht, denn da sind die taktischen Nachteile, dominiert zu werden, keineswegs eingebildet: Man hat eine bedeckte Fronte, bedeckte Flanken und wird eingesehen. Es gibt übrigens allerdings Gebirge,

“) So Hs., gemeint ist natürlich „den Feind“.

die so fahl und rein abgeschnitten sind, daß man sich einen Kanonenschuß weit von ihrem nächsten Kamm mit Sicherheit lagern kann, wie z. B. der Jura auf der Seite des Pays de Vaud.

2. Man kann ungefähr berechnen, daß die Entfernung derjenigen feindlichen Kolonnen, auf deren Nichtvereinigung man rechnet, wenigstens drei Tagesmärsche betragen müßte, wenn diese Art der Verteidigung wirksam sein soll. Nämlich da man sich der Kolonne, welche man anfallen will, doch nicht gerade gegenüber stellen darf, weil sonst der Feind so klug sein würde, sie ein wenig zurückzuhalten und die übrigen weiter zu poussieren, so wird man, wenn man einen Tagemarsch vom Fuß des Gebirges in gerader Richtung entfernt geblieben wäre, etwa anderthalb Tagemärsche zu machen haben, ehe man auf die Kolonne stieße (denn daß sie uns entgegenkommt, ist ungewiß, weil sie aus mehreren Gründen haltgemacht haben kann). Rechnet man nun auf das Versammeln, Aufbrechen, Zeitverlust usw. einen halben Tag, so würde man am dritten Tage schlagen können, d. i. an dem Tage, wo die zu Hilfe eilenden noch einen Tagemarsch entfernt wären. Daß die hier angenommenen Tagemärsche wenigstens zu vier Meilen gerechnet werden müssen, versteht sich von selbst, weil sonst forcierte Märsche des Feindes einen gar zu bedeutenden Irrtum veranlassen könnten.

So muß also der Ausdruck verstanden werden: dem Feinde das Debouchieren verweigern, denn an einem eigentlichen [sic] Verhindern des Feindes, aus dem engen Gebirgsweg herauszutreten, ist nicht zu denken, weil man sich in einer solchen Nähe einen höchst nachteiligen Einfluß des Terrains aussetzen würde. Hinter jenem Ausdruck versteckt sich daher oft, wie überhaupt hinter dem technischen Phrasenwesen der Strategie, eine schwankende, schlecht bestimmte, undeutliche Idee.

Bei einem Glusse, wo keine solche nachteilige Einwirkung der Terrains zu fürchten ist, ist die erforderliche Entfernung viel geringer, auch geht man gewöhnlich, die Demonstrationen ausgenommen, an einem Punkte mit der ganzen Armee über.

3. Selbst unter den angegebenen Bedingungen wird ein solches Herfallen über eine Kolonne noch sehr geschickt geführt werden müssen, wenn es Erfolg haben soll. Es sind gute Nachrichten nötig, um die feindliche Disposition^{a)} im allgemeinen, diese aber^{b)} mit Gewißheit zu kennen.

^{a)} Von anderer Hand eingefügt: „zwar nur“.

^{b)} Von anderer Hand „diese aber“ verändert in „aber doch“.

Die Kolonne, über welche man herfällt, muß gänzlich geschlagen und fast aufgerieben werden, weil ein bloßer Echec kein hinreichender Vorteil ist, um sich Flanke und Rücken vom Feinde nehmen zu lassen, ein Umstand, der ein Fehler wird, sobald der Feind auf die Nachricht von dem Echec seiner einen Kolonne nicht zurückgeht, sondern weiter vordringt. In der Nähe eines Gebirges aber ist es schwer, einen Feind, wenn man ihm auch noch so überlegen ist, gänzlich zu schlagen. Um ihn also dreist zu machen, muß die verteidigende Armee ihm anfangs nur einen schwachen Teil entgegenstellen, den wegzuräumen er sich nach der allgemeinen Disposition für verbunden hält; ist er mit diesem recht heftig ins^{a)} Gefecht verwickelt, so müssen die übrigen Teile plötzlich über ihn herfallen und ihn fast in einem Augenblick zu erdrücken suchen. Die Besetzung seines Rückzugs muß ein Hauptaugenmerk sein, bei allem aber ein großes Geheimnis obwalten, weil es schon an sich schwer ist, den Anzug einer starken Armee zu verbergen. Endlich muß das angegriffene Korps kein zu unbedeutender Teil des ganzen sein — wieviel schwierige Bedingungen!

4. Man sieht hieraus, daß die hier berührte Idee sich umso besser ausführen läßt, je größer die Entfernungen werden, denn: auf große Entfernungen von 20 und 30 Meilen teilt der Feind sich nur in starke Kolonnen, der Verteidiger kann nicht wohl über die Stärke derselben in einem bedeutenden Irrtum sein; er kann diejenigen seiner eigenen Maßregeln, die auf diese Idee Beziehung haben, besser verbergen, und endlich er hat Zeit, den Feind förmlich zu schlagen und zu verfolgen.

26. Beispiele aus der Geschichte

Warum ist die Geschichte so arm an zweckmäßigen Beispielen? Weil man die mittelmäßigen und schlechten Generale nicht brauchen kann.

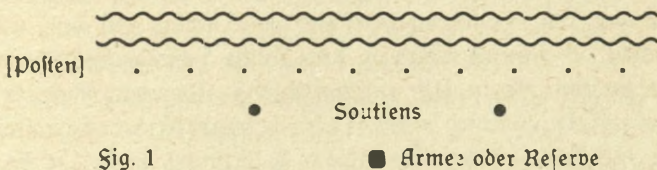
27. Verteidigung der Flüsse

Große Flüsse, denn kleine sollte man nie verteidigen wollen, sind ein vortreffliches Defensivmittel. Nicht daß man wirklich jeden Übergang dem Feinde so gefährlich machen könnte, sondern weil vorsichtige, gewöhnliche Generale gegen einen tätigen Gegner fast nie den Mut haben, den Übergang zu versuchen. In ihrem Militärkodex ist es eine Art von Grundsatz,

^{a)} Hs.: „im“.

man müsse nicht über einen großen Fluß in Gegenwart des Feindes gehen. Sonst halte ich von der Flußverteidigung nicht viel. Übrigens ist davon folgendes zu sagen. Die Umstände, welche dabei zu berücksichtigen sind: Schwierigkeiten des Übergangs, Stärke der gegenseitigen Armeen, Länge der zu verteidigenden Flußlinien uſw. geben eigentlich zwei Grade der Verteidigungsfähigkeit eines Flusses. Der erste ist, wenn man an der Übergangsstelle mehr Truppen hinschaffen kann als der Feind und also durch die Vernichtung der schon herübergeschafften dem Feind einen bedeutenden Schlag beibringt und das Unternehmen rückgängig macht; der zweite, wenn man die Übergangsstelle so spät erreicht, daß der Feind seinen Übergang vollendet haben kann, und so früh, daß er sich noch in der Nähe seiner Brücke befindet, d. h. mit der ganzen Armee noch keinen Marsch vorwärts hat tun können.

Der erste Fall wird selten anzunehmen sein; man kann darin sich zweifeln leicht verrechnen, und dies scheint mir eben kein Weg des Heils zu sein. Will man ihn aber gehen, so sehe ich nicht ein, warum man seine Truppen wie bisher in mehrere Linien hintereinanderstellen soll, nämlich eine Vorpostenlinie am Fluß, eine Soutienlinie dahinter und endlich die Hauptarmee oder Reserve in dritter Linie wie Sigur 1. Wo die Armee



oder Hauptmasse stehen soll, hängt zwar nicht ganz von uns ab, weil man sich nach den Straßen richten muß, welche dem Fluß parallel laufen. In jedem Fall aber würde ich suchen, mich so nahe als möglich mit allem an den Fluß zu stellen. Denn erstens ist man viel weniger geteilt, zweitens früher benachrichtigt, drittens marschirt man den angegriffenen Punkten auf kürzeren Wegen zu Hilfe, viertens kommt man mit den hinzueilenden Truppen dem Feinde in die Flanke. Wenn man mir einwendet, daß der Feind uns so unseres Rückzuges berauben könne, so antworte ich: ist es möglich, daß der Feind unsere Posten schlagen und mit den übergegangenen Truppen vorzurücken wagen kann, ehe wir an die angegriffene Stelle kommen, so taugt die ganze Idee der Flußverteidigung nichts, und es ist wenigstens dieser Grad derselben nicht mehr möglich.

Ergibt sich aus unserem Kalkül der zweite Grad, so müssen wir unsere Macht gar nicht teilen und am Fluß nichts als eine ganz leichte Beobachtungsfette aufstellen; dann ist die Absicht, den Feind mit unserer ganzen Macht so nahe als möglich an der Brücke anzugreifen. Ein militärischer Schriftsteller, ich glaube Lloyd, hat vorgeschlagen, sich ihm dann in zwei oder drei Korps gegenüberzustellen, wie Figur 2 oder 3, und so seinen An-

Fig. 2

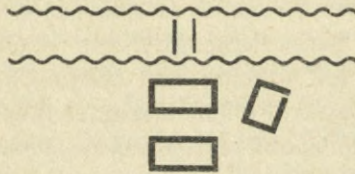
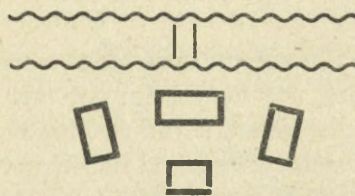


Fig. 3



griff zu erwarten. Das mag man halten wie man will; ich würde für den Angriff sein; in jedem Fall aber ist nicht zu leugnen, daß der Feind unter solchen Umständen sich in einer nachteiligen Lage schlägt und daß, wenn dabei das Talent der Führer gleich ist, eine solche Schlacht leicht zu verlieren, und wenn sie verloren, sehr entscheidend ist. Aber auch dieser Grad der Verteidigungsfähigkeit wird selten zu erreichen sein für eine bedeutende Flußlinie; da indessen hier der Verteidiger beisammen bleibt, so liegen wenigstens keine Nachteile für ihn darin.

Die Methode, einen Fluß auf der feindlichen Seite zu verteidigen, ist eigentlich nur möglich, wenn man seine eigenen Magazine in sicheren Plätzen*) am Fluß, der Feind die seinigen in offenen Plätzen hat. Beim Übergang selbst kann man in diesem Fall dem Feind keine sonderlichen Schwierigkeiten machen, weil er sich an den Fluß stellen, die Brücke hinter sich schlagen lassen kann und nun nur so viel Zeit zu gewinnen braucht, wie der eigentliche Übergang der drei Waffen erfordert. Weil aber gewöhnliche Generale eine höllische Furcht vor Arriere-Garden-Gefechten und keine Vorstellung haben, wie man den Feind hinter sich lassen könnte, so ist dies unstreitig die wichtigste Art von Flußverteidigung.

*) „Plätzen“ in der Hs. offenbar versehenlich durchgestrichen.

Die Beispiele, wo Flußverteidigungen gegen große Feldherren ohne Erfolg gewesen sind, sind so häufig, daß es nicht die Mühe lohnt, welche anzuführen. Die sind viel seltener, wo der Verteidiger zu gleicher Zeit ein geschickter Feldherr gewesen. Das einzige, was mir einfällt, ist Catinats Verteidigung der Etsch gegen Eugen 1701, die so unglücklich ablief, daß seine Truppen einzeln geschlagen wurden⁴¹⁾. Im Jahre 1706 mißglückte zwar eine Verteidigung der Etsch gegen Eugen, die Vendome angeordnet hatte, doch ist zu bemerken, daß er schon drei Tage von der Armee abgereist war⁴²⁾. 1708 ging ein Flußübergang Eugens über die Schelde im Angesicht der feindlichen Armee der Schlacht von Oudenarde vorher, und Vendome befand sich bei der feindlichen Armee, war aber nicht eigentlicher Feldherr, sondern dem Herzog von Bourgogne bloß zugegeben⁴³⁾. Daß diese Beispiele so selten sind, kommt nicht daher, daß die geschickten Feldherren immer glücklich gewesen wären in ihrer Flußverteidigung, sondern daß sie sich sehr selten auf diese Art von Defensiv'e eingelassen haben.

Der Fall, wo gegen große Feldherren ein Fluß glücklich verteidigt wäre, ist auch ziemlich selten in der Kriegsgeschichte. Das Jahr 1703 in Italien liefert fast das einzige Beispiel davon. Dieser ganze Feldzug zwischen Eugen und *)Vendome ist eine Reihe von Flußmanövern. Zuerst wollte Eugen über den Mincio gehen, da stellte sich ihm der aus Piemont herbeigeeilte Vendome zum erstenmal entgegen, und Eugen mußte das Projekt aufgeben. Späterhin brach Eugen von Romanenga plötzlich auf, gewann von Vendome einen Marsch ab und wollte oberhalb Trezzo über die Adda gehen. Vendome ließ seinen Bruder mit dem größten Teil des Heeres bei Cassano, wo die Franzosen ein tête du pont hatten, und brach eiligst mit 15 Bataillonen und 15 Eskadrons auf, folgte dem Eugen und kam wirklich noch zu rechten Zeit an, denn in 24 Stunden hatte Eugen mit seiner Brücke wegen des reißenden Stromes nicht zustande kommen können. Eugen wollte nicht unter dem feindlichen Feuer debouchieren, ließ also die Brücke wieder abbrechen, brach schnell und in der Nacht wieder auf und schien den Weg nach Rivolta nehmen zu wollen. Als die Franzosen von Cassano dies sahen, brach der größte Teil dahin auf, Eugen fiel hierauf auf den Posten von Cassano, den aber Vendome schon wieder erreicht hatte. Hier fiel die bekannte Schlacht von Cassano vor, die Vendome in einer konvexen Stellung, mit beiden Flügeln am Fluß gelehnt, glücklich aushielt⁴⁴⁾. Bald nach dieser Schlacht brach Eugen in der Richtung auf Crema

*) Getilgt: „Catinat“.

auf, um über den Serio zu gehen und in das Cremonische vorzudringen, wo die Franzosen ihre Magazine hatten. Da der Serio angeschwollen war, so hatten die Franzosen Zeit, bei Lodi über die Adda, bei Pizzighettone wieder überzugehen und bei Castelleone sich dem Prinzen Eugen wieder wirksam entgegenzustellen. Als aber Tags darauf der Fluß gefallen war, passierte ihn Eugen in einer Furt weiter oberhalb, wo Vendome endlich einmal zu spät kam. Wenn man aber an die Schwerfälligkeit der damaligen Armeen, an die vielleicht noch nicht so vervollkommnete Pontonierkunst denkt, so sieht man wohl, daß diese wenigen Beispiele ohnehin noch von ihrer Kraft für unsere Zeiten verlieren. Die einzige Flußverteidigung auf dem feindlichen Ufer hat der Herzog Ferdinand in seinem Feldzug von 1760 geliefert⁴⁵⁾. V.N. 30.

28. Ein defensives Kriegstheater

Der Oberst Phull^{45a)} betrachtet [es] als Instrument der Verteidigung. Er schafft sich daher ein solches, dessen äußerste Punkte von solcher Stärke sind, daß man mit der Offensivkraft dieses Kriegstheaters nach dem einen Punkt sich hinbewegen, dort die nötigen Operationen ausführen und noch zur rechten Zeit nach dem anderen Endpunkt zurückkehren kann, um auch hier den Absichten des Feindes zuvorzukommen.

Die Größe dieses Kriegstheaters richtet sich also 1. nach der Stärke der Armee und der feindlichen Offensivkraft; denn nach dieser richtet sich die eigene Offensivkraft, und erst, wenn diese die gehörige Stärke hat, kann man ungefähr wissen, was man zur Defensivkraft übrigbehält, wonach sich die Menge der zu besetzenden Festungen und also auch die Größe des Kriegstheaters richtet.

2. Nach der Stärke der Festungen, weil sie so lange Widerstand tun müssen, bis man von einer Expedition nach dem entgegengesetzten Ende zurück sein könne. — Aus diesem Kriegstheater geht Phull nicht heraus, sondern er wartet ab, bis der Feind genötigt ist, mit seiner Offensivkraft in dasselbe einzutreten; wollte der Feind dasselbe vorbeigehen, so würde man von da aus offensiv gegen seine Subsistenz gehen.

Was ein gewisser 3. im vierten Bande der militärischen Denkwürdigkeiten aufgestellt hat, ist, so viel ich mich erinnere, etwas Ähnliches⁴⁶⁾.

29. Über abstrakte Grundsätze der Strategie

Je mehr ich über diesen Teil der Kriegskunst sinne, um so überzeugter werde ich, daß die Theorie desselben wenig oder gar keine abstrakten Sätze aufstellen kann; aber nicht, wie die gewöhnliche Meinung ist, deswegen, weil die Sache zu schwierig sei, sondern weil man der Trivialität erliegen würde. Im Kriege kommen so viel kleinliche Umstände vor, welche das Handeln mit bestimmen, daß, wenn man alle diese durch die abstrakten Sätze gehörig mit umfassen wollte, man als der größte Pedant erscheinen und bis zum Ekel trivial werden würde. Alle Verfasser, welche in neueren Zeiten diesen Teil der Theorie abstrakt und philosophisch haben behandeln wollen, geben davon die deutlichsten Beweise; denn sie sind entweder wirklich trivial geworden, oder sie sind der Trivialität durch Einseitigkeit ausgewichen — denn in dem scharfsinnigen Durchführen eines Gedankens liegt stets etwas Philosophisches. Venturini gehört zu den Trivialen, Bülow und Matthieu Dumas gehören zu den einseitigen Schriftstellern.

Alles, was in diesem Teil der Kriegskunst geschehen kann, ist ein Raisonnement über den wahren^{a)} Geist^{b)} des Krieges, damit man von Zeit zu Zeit von dem Manirierten zurückkomme, worin jede Kunst leicht verfällt, weil der Geist leichter entflieht, als die Formen, die uns am Ende unter den Händen zurückbleiben, wir wissen nicht wie.

Im Dreißigjährigen und noch 50 Jahre später im spanischen Successionskriege war es die Sucht, Halbfestungen und kleine Städte zu verteidigen und anzugreifen, dann kamen die stark verschanzten, retranchierten Läger, die sich zu Linien ausdehnten, der Siebenjährige Krieg brachte sie auf mehr konzentrierte Positionen zurück, die vorzüglich durch die Natur stark waren und in denen man wie Seldmarschall Daun den ganzen Feldzug verschloß und meinte, man gewänne Zeit, da doch die Zeit, welche unbenuzt verfließt, nur der schwächere gewinnt, also der stärkere verliert. Dann dehnten sich

^{a)} Nachträglich hinzugefügt. — ^{b)} Gestrichen: „und die Natur“.

unter Lascy die Positionen noch einmal aus, und aus dem Positionskrieg entstand der Kordonkrieg. Das Studium der Natur in Erforschung der allgemeinen Gesetze, welche sie bei ihrer Bildung befolgt, war zu anziehend, sobald man einmal damit bekannt war, die Anwendung der erlangten allgemeinen Ansichten vom Terrain auf den Krieg viel zu scharfsinnig, um nicht dann zu verführen, wenn man den wahren Geist des Krieges aus den Augen verlor. Im Revolutionskrieg wurde man von dieser Krankheit geheilt. Das Bedürfnis der Franzosen in dem aufgelösten Zustande ihrer Kriegsmacht machte, daß der Geist ihres Krieges in einer sehr originellen Form eingehergeschritten ist — der sonderbare Zustand der Nationen hat aufgehört, mit ihm jener Geist der Kriegskunst — hinterher, also viel [zu] spät stellt Bülow, Matthieu Dumas usw. das System dieser Formen auf, indem sie den Leichnam sezieren; das kann doch zu nichts führen als zum Manirierten. Immer sind die Kriegsbücher zu spät gekommen, und zu allen Zeiten haben sie tote Manier dargestellt. Ganz neuerlich hat Jomini einen neuen Versuch gemacht, die Theorie in allgemeinen Sätzen darzustellen⁴⁷⁾: er steht dem Bülow gerade entgegen, und es ist nicht zu leugnen, daß er unendlich viel solider raisonniert und beweist; aber um den Wert seiner Abstraktionen zu würdigen, frage man sich auf das Gewissen: ob man das ganze praktische Leben Friedrichs II. als Feldherrn für diese paar allgemeinen Sätze, die so leicht zu fassen sind, hingeben wollte? Es kommt hier nicht darauf an, Friedrich II. als fehlerlos darzustellen, daran liegt mir nichts — aber ich sage noch einmal, wenn man seinem Glauben recht ins Angesicht schaut, wird man dann noch wahre Überzeugung darin erkennen, daß Friedrich II. gegen jene Sätze aus Unwissenheit gefehlt habe? Man vergesse ja nicht, daß das Beispiel Friedrichs II. nicht allein dasteht, sondern daß sich dreist behaupten läßt, es gibt keine praktische Laufbahn, die nach allgemeinen Grundsätzen beurteilt, selbst dann nicht sehr viel Fehler darböte, wenn diese Grundsätze in ihr geschöpft zu sein scheinen. Ich gestehe, mir ist es unmöglich, so fest an ein paar mageren Gedanken zu hängen. Wenn man sich aber nicht entschließen kann, Friedrich II. nach Jominischen Grundsätzen zu verdammen, so muß man gestehen, daß sie nicht den Wert haben können, welchen der Verfasser für sie fordert, als Gründer einer wissenschaftlichen Theorie. Wenn man aber den Eugen und andere große Feldherren nach diesem Maßstabe beurteilen wollte, so würde man noch viel deutlicher sehen, daß ein Irrtum mit dem Maßstab vorgehen muß, weil alle Dinge gar zu klein danach erscheinen. Ich glaube nicht, daß Jomini etwas geradezu Unwahres aufgestellt hat, aber oft etwas Zufälliges für wesentlich.

Wer den Jomini in seinem Urtheil über die Feldzüge von 59, 60, 61 usw. widerlegen wollte, indem er a priori bewiese, Friedrich II. hätte Recht gehabt, so zu handeln, mich dünkt, dem würde der Verfasser sehr überlegen bleiben, denn offenbar sind diese Feldzüge in einem ganz andern Geist wie die von 56, 57 und 58.

Ich betrachte diese Feldzüge also:

Friedrich II. hatte in den Schlachten bei Kolin, Hochkirch und Kunersdorf gesehen, wie ungewiß der Sieg ist, die Schlachten bei Prag^{a)}, Zornsdorf und Torgau hatten ihm gezeigt, wie geringfügig, wie zufällig der Erfolg eines blutigen Sieges noch sein kann, und daß nicht alle Schlachten sind wie die bei Leuthen und bei Roßbach; er hatte gesehen wie wenig der schwerfällige, aber vorsichtige Daun geeignet war, um ein genialisches Spiel mit ihm zu treiben — alles das schreckte ihn bei seinen geringen in jedem Jahr mehr geschwächten Hilfsmitteln ab von kühnen Entwürfen, und die Schläfrigkeit seiner Feinde bestärkte ihn in dieser negativen Tendenz. Er hing wie alle großen Generale sehr wenig an ein bestimmtes System und gedachte nur den nächsten Weg zum Ziele zu gehen. Darum glaubte er sich selbst so lange als möglich ruhig^{b)} verhalten und nicht eher entscheidende Schläge tun zu müssen, bis ihn die äußerste Noth dazu treiben würde.

Wie gesagt, war dies ganz gewiß nicht bloß Folge von der erkannten Langsamkeit seiner Feinde, sondern die verlorene Courage zu großen Unternehmungen tat das ihrige mit. Nur wenn die Gefahr ihm nahe gekommen war, wie, da er sich bei Liegnitz von drei Armeen umschlossen sah⁴⁸⁾, oder als bei Torgau die Feinde in seinem Kriegstheater Winterquartiere beziehen wollten (die dringendste Gefahr, die es für ihn gab), dann erwachte seine Löwennatur, und es zeigte sich, daß der große Mann auch in einem furchtsamen Listem am Ende seine Größe nicht verleugnet.

Was ist das Resultat von allem dem? Daß das Gemüt des Feldherrn einen großen Einfluß auf seine Handlungsweise hat, daß man nicht aus Überlegung kühn ist, sondern aus Kühnheit, daß ein Feldherr, auf welchen viel unglückliche Erfahrungen eingewirkt haben, nicht mehr so kühn ist wie einer, der immer glücklich war, endlich, daß man den Feldherrn nicht mit dem bloßen Verstande richten muß⁴⁹⁾. Nun folgt von selbst, worin die Ungerechtigkeit der Vergleichung des äußerst bedrängten, so oft unglücklichen Friedrich mit dem stets glücklichen Napoleon liegt.

^{a)} Nachträglich hinzugefügt.

^{b)} Ein überflüssiges „zu“ wohl nur versehenentlich stehengeblieben.

30. Flußverteidigung und Übergang

Die Schlacht bei Wien am 21. und 22. Juni dieses Jahres⁵⁰⁾ ist eine recht reine Auflösung der in Nr. 27 erwähnten zweiten Art der Flußverteidigung, da man nämlich den Feind ganz herüberkommen läßt und ihn dann in der Nähe seiner Brücke angreift. Auch ist der Erfolg der Theorie entsprechend gewesen. Ich nenne ihn sehr groß, weil eine seit 17 Jahren fast immer besiegte Nation, eine vier Wochen vorher geschlagene Armee dem Welteroberer Napoleon Schranken setzte. Hätten die Armeen die Rollen verwechselt, von der österreichischen wäre kein Mann entkommen.

Es ist in jener Nummer des Übergangs Gustav Adolfs über den Lech nicht gedacht, weil man Tilly nicht zu den großen Feldherrn rechnen kann, und unglückliche Flußverteidigungen gewöhnlicher Feldherren nichts Seltenes sind⁵¹⁾. Sonst aber hat die Schlacht am Lech, bis auf den Erfolg, eine große Ähnlichkeit mit der Schlacht bei Wien.

Für den Flußübergang habe ich mir bei dieser Gelegenheit folgenden Grundsatz abstrahiert:

Will man im Angesicht eines gewöhnlichen Gegners einen großen Strom passieren, so muß der Übergang wenigstens auf zwei, vielleicht zuweilen auch noch mehr Punkten geschehen; im allgemeinen werden zwei Punkte das zweckmäßigste sein.

Mein Beweis ist folgender:

1. Bei einem gewöhnlichen Gegner ist vorauszusetzen, daß die Teilung meiner eigenen Macht die Teilung der seinigen veranlassen wird. Wird aber auf zwei Punkten geschlagen, so darf man, nach bloßer Wahrscheinlichkeit, hoffen, auf einem Sieger zu sein. Bis dahin scheinen die Umstände sich gleichzubleiben, und Vorteile und Nachteile einander aufzuwiegen. Aber sie scheinen es nur. Ein gewöhnlicher Gegner, der auf einem Punkt geschlagen wird, während er auf einem anderen siegt, zieht sich in diesem

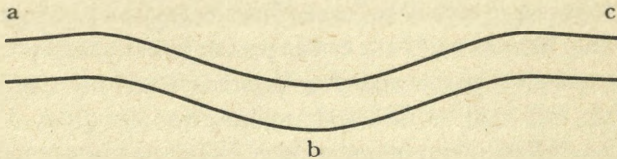
zweifelhaften Falle zurück, theils aus natürlicher Furchtsamkeit, theils weil diese Maxime der Natur der Verteidigung anklebt und ihre größte Schwäche ausmacht. Es ist nämlich aus der Natur der Sache und aus der Erfahrung genugsam erkannt, daß eine verteidigende Armee nur siegt, wenn sie auf allen wesentlichen Punkten siegreich ist, während dem Angreifenden nur not tut, auf einem wesentlichen Punkte zu siegen, um alle anderen Erfolge des Feindes zu vernichten.

2. Eine Schlacht unmittelbar nach dem Übergang über einen großen Strom, also in der Nähe des Brückentopfes, ist für die übergegangene Armee eben nicht geeignet, eine große Masse von Kräften vorteilhaft zu entwickeln.

3. Es müssen ohnehin beim Übergang über einen Strom Demonstrationen angewendet werden; sie mit bloßen Truppenabteilungen ohne Brückenapparat zu machen, ist unwirksam. Geht man also an zwei Orten über, so erfüllt man mit dem zweiten Übergang auch den Zweck einer Demonstration, und wenn man hier zu viel Schwierigkeiten beim Übergang finden sollte, so bleibt der Versuch immer nicht ganz vergeblich.

Wenden wir dies auf den Fall bei Wien an, so halte ich mich überzeugt, daß, wenn Bonaparte es möglich gemacht hätte, zwischen Wien und Krems noch eine Brücke zu schlagen und so den General Hiller, oder wer sonst in dieser Gegend stand, zu einer besonderen Schlacht zu zwingen, er würde dadurch die Maßregeln der Österreicher verwickelter und ungewisser gemacht, eine große Wahrscheinlichkeit, auf einem der beiden Punkte zu siegen, gewonnen und in diesem Fall den Erzherzog Carl zum Rückzug veranlaßt haben.

Auf mehr als zwei Punkten überzugehen, würde ich in den meisten Fällen für untunlich und unzweckmäßig halten. Das erstere, weil man bei großen Strömen selten das hinreichende Brückenapparat haben und genug gute Übergangsstellen finden wird; das letztere aber, weil die übergehenden Truppen von einer gewissen Stärke sein müssen, um jenseit des



Stromes eine einigermaßen haltbare Stellung einnehmen zu können. Ohne irgend eine Flankenanlehnung, irgend ein vorteilhaftes Terrain wird man

in der ohnehin nachtheiligen Stellung eines convergen Bogens sich unmöglich halten können; dazu gehört aber gewöhnlich schon eine Armee von einer gewissen Stärke; und zwar ist es bemerkenswert, daß dies gewöhnlich um so mehr der Fall ist, je größer der Strom ist; denn bei großen Strömen werden die Bogen *a b c*, welche er macht, größer, die Talränder entfernen sich mehr usw.

31. Über Gebirgskrieg

Die Nachteile des Gebirgslandes, von denen wir in Rücksicht auf das Gefecht in der 14. und 16. Nummer gesprochen haben, lösen sich im allgemeinen in das Resultat auf: daß der Feldherr im Gebirge weniger Herr seiner Truppen ist. Denn je mehr das Terrain den Krieg selbst vorschreibt, umso weniger kann der Feldherr mit der Originalität seines Geistes wirken, und je ausgedehnter und mannigfaltiger eine Gebirgsgegend das ganze Stellungssystem macht, umso mehr muß der Feldherr sich auf seine Truppen verlassen können. Im Gebirge kämpfen mehr die Armeen, in der Ebene mehr die Feldherren gegeneinander. Aber was den Wert der Armee im Gebirgskrieg ausmacht, ist nicht ihre Ausbildung auf dem Exerzierplatz, denn durch diese wird sie bloß ein vollkommeneres mechanisches Instrument, bestimmt, von einer Intelligenz außer ihm gebraucht zu werden. Diese Intelligenz ist der Feldherr. Daher gehören solche Armeen vorzüglich in die Ebene, wo sie dem Ruhm des Feldherren dienen, wie wir eben gesagt haben. Im Gebirgskriege mißt sich der Geist und die Kriegserfahrung der Armeen aneinander ab. Diese Dinge sind im Gebirge also noch viel wichtiger als in der Ebene, wo sie durch das Talent des Feldherren und Manövrierfähigkeit allenfalls ersetzt werden können.

Darum ist also einem Insurrektionskrieg die Gebirgsgegend so unendlich wichtig. Denn wenn Insurrektionstruppen wegen des Mangels an künstlicher Ausbildung die Gebirge suchen müssen, so ist von der anderen Seite gewöhnlich der Geist (wenn auch nicht die Kriegserfahrung, die sich im Gebirgskriege doch auch schneller einfindet als sonstwo), ich sage: der Geist insurgierender Truppen ist dem der stehenden Heere gewöhnlich so überlegen, daß man sehr gern vorzüglich ihm das Wohl des ganzen anvertrauen wird. Daß auch im Gebirgskrieg ein geschickter Feldherr besser sei als ein ungeschickter, oder ein genialischer besser als ein gewöhnlicher, ist freilich keine Frage; es wird sogar für den Gebirgskrieg bei dem, der nicht im Lande zu Haus ist, eine gewisse Gelehrsamkeit erfordert, ohne welche es

nicht möglich ist, alle Terrainverhältnisse deutlich zu übersehen; aber darum bleibt doch wahr, daß sich das Genie, das freie Naturtalent des Feldherrn mehr in der offenen Gegend entwickeln kann und, um es noch einmal zu sagen, daß im Gebirge mehr der Feldherr durch die Armee, in der Ebene mehr die Armee durch den Feldherrn siegt. Wenn es also in Beziehung auf die Truppen wahr ist, was Matthieu Dumas vom Gebirgskrieg sagt, daß er der poetische Teil des Krieges wäre, so ist es in Beziehung auf den Feldherrn gerade umgekehrt.

32. Caesar

Die größte Ähnlichkeit zwischen Caesar und Bonaparte ist ihr beiderseitiges Glück und der Schrecken und die Mutlosigkeit, welche sie ihren Gegnern einflößten. Pompejus verlor mehr als einmal den Kopf und namentlich in der entscheidenden Schlacht. Außerdem sind Züge der Ähnlichkeit noch die sehr richtige Politik, der zweckmäßige Gebrauch von un-menschlicher Härte und unerwarteter Milde, der hohe Unternehmungsgeist, die Tätigkeit, Schnelligkeit und Energie, wodurch beide Feldherren sich selbst vor den großen Feldherren aller Zeiten noch sehr auszeichnen. In dem gallischen Kriege fällt an Caesar noch vorzüglich der Gebrauch der Verschanzungskunst auf als des vorzüglichsten Instrumentes, dessen er sich in der Taktik bediente, und dem er unstreitig die unerschütterliche Festigkeit seines Kriegsstaats in Gallien dankte. Denn wenn gleich die Römer an ausdauernder Tapferkeit, an Vertrauen zu sich selbst und ihrem Feldherrn, an Gehorsam und Präzision in ihren Verrichtungen, endlich an Geschicklichkeit im Gebrauch der verschiedenen Streitmittel sehr viel den Galliern überlegen waren, wie in der Regel stehende Armeen, die lange siegreich waren und von geschickten Feldherren geführt wurden, insurgierten Truppen darin überlegen sind, so hatten doch die Gallier gleich allen Insurrektions-Truppen außer der ungeheuren Überlegenheit der Zahl manche andere wichtige Vorteile für sich; nämlich einen größeren heiligen Zweck, Kenntnis des Landes, größere Kühnheit und Gewandtheit des Einzelnen usw. Die Geschicklichkeit und vor allem die Gewohnheit, sich beständig durch Verschanzungen zu sichern, war es hauptsächlich, die ihren übrigen Tugenden stehender Heere die Krone aufsetzte. So sehen wir mehr als einmal einzelne Legionen einem Heere von 60 bis 70 000 Mann den glücklichsten Widerstand leisten; und in der wichtigsten Schlacht, die Caesar in

Gallien geliefert hat, als er nämlich den Vercingetorix in Alesia belagerte, verdankt er den Sieg unstreitig allein seinen Zirkum- und Kontravallations-Linien. — Aber freilich waren diese Schanzen keine Gleichen von 3 Fuß Grabentiefe, wie man in den neueren Kriegen dergleichen oft aufbuddeln sieht. Ein 15 bis 20 Fuß tiefer und breiter Graben ohne Abdachung lassen auf die Höhe des Walles schließen und geben im Gefecht ein unüberwindliches Hindernis ab. An Pallisaden, Wolfsgruben und anderen Verstärkungen ließ es Caesar auch nicht fehlen. Auch blieb er nie bei der bloßen Defensiv, sondern verband womöglich einen Ausfall damit, wie unter anderem bei Alesia. Ich bin überzeugt, daß noch in dieser Stunde Schanzen von einem solchen Profil unüberwindlich sein würden. Aber damit will ich nicht sagen, daß man sich ebenso oft und auf eben die Weise wie die Römer verschanzen müsse. Dies würde der marsch- und bewegungsreichen, überhaupt sehr komplizierten Kriegsart der Neueren wenig entsprechen. Aber da, wo man Schanzen anlegt, da muß ihr Profil im Vergleich mit den jetzt gebräuchlichen außerordentlich groß und das wichtigste Hindernis zur Eroberung der Schanze sein⁵²⁾.

Um auf den Caesar zurückzukommen, so muß ich bemerken, daß List weniger ein Zug seines kriegerischen Charakters gewesen zu sein scheint, und daß er sich so wie hierin auch darin vom großen Hannibal unterschied, daß man selten das Studium in seinen taktischen Anordnungen findet, was diesen charakterisiert. Er war mehr ein guter Stratege, unerschöpflich in seinen Hilfsmitteln, sehr schnell in seinen Märschen und geschickt in seinen Kombinationen, wovon der Feldzug gegen den Petrejus und Afranius in Spanien ein wahres Meisterstück ist. Er manövierte gegen die beiden Generale so geschickt, daß trotz ihrer anfänglich vorteilhaften Lage sie am Ende durch Hunger gezwungen wurden, ihre Legionen auf offenem Felde ohne Schwertstreich dem Caesar zu übergeben.

33. Strategie und Taktik

Die Taktik ist die Lehre vom Gefecht, wie wir wissen. Artillerie oder die Lehre von der Wirkung der Feuerwaffen und Elementar^{a)}-Taktik oder die Lehre von der Aufstellung und Bewegung der Elementarteile einer Armee müssen also der Gefechtslehre oder höheren Taktik im Studio vorangehen; denn aus ihnen nimmt sie ja offenbar den bei weitem größ-

^{a)} Verbessert statt „niederer“.

ten Teil der Mittel, mit deren Anwendung sie sich beschäftigt. Die Artillerie wird von der höheren Taktik nur ihren Endresultaten nach gebraucht, nämlich der Wirkung des Feuergewehrs, die niedere Taktik aber gehört ihr ganz zu. Darum muß man die Artillerie als eine Hilfswissenschaft oder Kunst von der höheren Taktik, die Elementar^{a)}-Taktik aber als eine Disziplin der höheren Taktik betrachten, die eben deswegen schädlicher die allgemeine Taktik^{b)} heißen würde. — Außerdem aber bedient sich die Taktik noch der Feld-Verschanzungs-Kunst, die ihrer Resultate wegen ebenfalls eine Hilfskunst für die Taktik wird und insofern dem Studio derselben vorangehen muß; doch ist sie viel weniger wichtig als die Artillerie, weil sie nicht wie diese einen integrierenden Teil der Armee bildet. So wie die Elementartaktik sich mit der Aufstellung und Bewegung der Elementarteile eines Heeres beschäftigt, so die höhere Taktik selbst mit der Aufstellung und Bewegung größerer Teile, ganzer Korps und Armeen zum Gefecht. Es wird also die Organisation des Heeres, insofern sie sich auf das Gefecht bezieht, ein Gegenstand der Taktik, eine taktische Disziplin sein. Diese Betrachtung der taktischen Disziplinen steht eigentlich hier bloß, um das folgende mehr ins Licht zu setzen.

Die Strategie ist die Lehre von [der] Verbindung der einzelnen Gefechte zum Zweck des Krieges. Wo man Gefechte etablieren will, da muß man Streitkräfte aufstellen, wo lebendige Streitkräfte sind, da müssen sie genährt werden, es wird also in der Strategie der Kombination der einzelnen Gefechte zum Zweck des Krieges parallel laufen die Kombination in der Truppenverteilung und die Dislokation der ihnen nötigen Lebensmittel und anderen Bedürfnisse.

Die Strategie wird sich also beschäftigen:

1. Mit der Betrachtung der taktischen Erfolge. Sie wird die Wirkung kleiner Gefechte und großer Schlachten untersuchen; die Wirkung der Gefechte in offener Gegend und in Gebirgen, die Wirkung eines Offensivsieges oder eines Defensivsieges, die Wirkung des Kavalleriegefehchts oder des Infanteriegefehchts; sie wird sich mit den Folgen beschäftigen, welche aus diesen Wirkungen entstehen können. Alles dieses kann dienen, über einzelne Maßregeln zu entscheiden, aber auch über die Wahl des ganzen Kriegssystems.

2. Die Strategie wird sich ferner beschäftigen mit den Kombinationen der einzelnen Gefechte zum Zweck des Krieges. Sie wird suchen, die Ge-

^{a)} Verbessert statt „niederer“. — ^{b)} Getilgt: „oder Gefechtslehre“.

fechte auf den entscheidendsten Punkten zu etablieren, den Erfolg durch die Menge der Streitkräfte so viel als möglich zu sichern und auf diese Weise den möglichst vorteilhaften Gebrauch auch von den Streitkräften zu machen. Sie wird die Mittelzwecke aufstellen und wählen, durch welche der taktische Erfolg an sich verbunden wird mit dem Zweck des Krieges: nämlich Zerstörung der feindlichen Streitkräfte, Eroberung seiner Provinzen usw.

Da das Gefecht oder vielmehr sein Erfolg das eigentliche Material der Strategie ist, von welchem sie ihr Gebäude aufführt, so kann man leicht denken, daß die in Nr. 1 und 2 aufgestellten Disziplinen der Strategie als diejenigen, welche sich mit diesem Material selbst beschäftigen, bei weitem die wichtigsten sind.

Aber den unendlichen Grad von Wichtigkeit, welchen diese Dinge in der Ausführung haben, unterstützt die Theorie sehr schlecht. Gerade in diesen beiden Punkten ist eine eigentliche Theorie vielleicht ganz unmöglich. Sie kann ihre Lehren nur aus dem Objektiven entwickeln und von dem Objektiven wieder nur die sinnlichen Gegenstände mit bestimmten Gesetzen umfassen, und gerade das Subjektive des Feldherrn (der Mut, den er [in] sich selbst fühlt, die Kraft, die er sich zutraut, usw.) und die Wirkung moralischer Größen treten hier unaufhörlich in der Reihe der wichtigsten Entscheidungsgründe auf.

Um nicht zu sehr zu zerstreuen, wollen wir jetzt in der Strategie weiter gehen, uns aber vorbehalten, am Schlusse noch einmal auf den eben verlassenen Gegenstand zurückzukommen.

3. Die Strategie wird sich auch gleich der Taktik mit der Organisation der Armee beschäftigen. Die Taktik organisiert die Armee, um sich derselben im Gefechte zweckmäßig zum Siege bedienen zu können, die Strategie, um sich ihrer im Kriege zweckmäßig zu den einzelnen Gefechten bedienen zu können. Die Strategie hat ihre eigene Einteilungsweise, wonach sie das Ganze ordnet; da aber alle ihre Anordnungen sich auf Gefechte beziehen, so müssen die taktischen Anordnungen implicite darin enthalten sein; die Strategie muß also ihre eigenen Bedürfnisse mit denen der Taktik zu vereinigen suchen. Da aber die Taktik am Ende die Sache ausmachen muß, weil die Strategie nur durch glückliche Erfolge des Gefechts ihren Zweck erreichen kann, so steht auch der Taktik das Vorrecht der Entscheidung zu in allen Fällen, wo die Absichten beider nicht übereinstimmen. Es ist z. B. eine rein taktische Rücksicht, welche die großen Kavalleriereserven bei den Armeen gebildet hat, weil der gewöhnliche Gang der Schlachten auf dies

Bedürfnis führt; der Strategie kann es unmöglich konvenieren, eine solche Masse von Pferden auf einem Fleck zu haben.

Was nun die strategische Organisation der Armee betrifft, so bezieht sie sich vorzüglich auf diejenigen Einrichtungen, welche das Abscheiden großer und kleiner Teile von einem schon organisierten Ganzen erleichtern und die Verbindung derselben mit dem Hauptteil in allen Fällen ihres inneren Lebens erhalten. Daher die Einteilung in Korps, die sich wieder in kleinere Korps zerlegen lassen, wodurch der Strategie möglich wird, kleinere Gefechte mit größeren künstlich zu verbinden und ihr Gewebe in vielfacheren Fällen auszuspinnen. Sie organisiert diese Korps einmal so, daß sie den Forderungen der Taktik genügen, und nächstdem so, daß sich alle Geschäfte, welche zwischen einem Ganzen und dem Teil vorfallen, mit Ordnung und Präzision abtun.

4. Die Strategie wird sich mit der Verpflegung der Armee und die Theorie folglich mit den Grundsätzen beschäftigen, welche sich dafür aufstellen lassen. Hier ist eine systematische Lehre keinen Schwierigkeiten unterworfen, weil sie es mit Größen zu tun hat, die sich wiegen und messen lassen.

5. Die Strategie endlich wird sich mit der Befestigung der Städte und ihrem Angriff ungefähr so beschäftigen, wie die Taktik mit der Feldverschanzung, daß sie Kenntnis von ihren Resultaten nimmt. Denn was in der Schlacht die Feldschanzen sind, sind in dem Feldzug die Festungen.

Wer etwa glaubte, wir hätten mit diesen fünf Punkten die Hauptkapitel der Strategie angeben wollen, der würde mit Verwunderung fragen: Wo bleiben die Positionen, die Märsche, Invasionen, die Flußverteidigungen, der Angriff, die Retraite, das Umgehen usw.? Aber liegt denn dies alles nicht in dem Begriff „die einzelnen Gefechte zum Zweck des Krieges kombinieren“? Wer eine Position nimmt, stellt der seine Truppen nicht auf dem gewählten Punkt auf, um dem Feind ein Gefecht anzubieten? Wer seinen strategischen Angriff auf mehrere Punkte der feindlichen Grenze dirigiert, kombiniert der nicht mehrere Gefechte eben dadurch miteinander? usw. Alle diese Dinge sind also als Gegenstände der Strategie in Nr. 1 und 2 genannt; ob sie gerade einzelne Kapitel ausmachen oder wie man sonst seine Abschnitte bilden will, ist bei einer Theorie um so gleichgültiger, die kaum eine systematische Darstellung und viel weniger wissenschaftliche Strenge erlaubt.

Denn, um noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen, man versuche es nur einmal, in das Feld der Betrachtungen und Kombina-

tionen, welche das Gefecht in seiner Anwendung auf den Zweck des Krieges zuläßt, einen systematischen Schacht hineinzutreiben, man wird bald die Ärmlichkeit alles dessen fühlen, was man zu Tage fördert. Auch sehen wir ja die wirklich gedruckten Versuche mehrerer systematischer Autoren — welche Erbärmlichkeiten! — Hiemit ist nicht gesagt, daß die Kombinationen des Gefechts nach bloßen Impulsen des Gemütes geschehen, vielmehr zeigt sich historisch das Gegentheil, es findet sich vielleicht in der ganzen Kriegsgeschichte keine strategische Maßregel, der nicht eine Art von Raisonnement vorhergegangen wäre. Aber Exempel und Formel sind ganz verschiedener Natur. Das Exempel ist der lebendige Fall, die Formel die Abstraktion. Da, wo bei der Abstraktion nichts zur Sache gehöriges verloren geht, wie in der Mathematik, erreicht sie ihren Zweck vollkommen. Aber wo sie unaufhörlich das Lebendige fallen lassen muß, um sich an das zu halten, was freilich am leichtesten zu abstrahieren ist, die tote Form, wird sie am Ende ein trockenes Gerippe von faden Wahrheiten und Gemeinplätzen, in eine Schulform gezwängt, und man muß wirklich verwundert sein, Menschen zu finden, die ihre Zeit mit solchen Entwicklungen verlieren, wenn man bedenkt, daß gerade das, was im Kriege und in der Strategie vorzüglich das wichtigste ist, nämlich die größten Besonderheiten, Eigentümlichkeiten und Lokalitäten, sich den Abstraktionen und wissenschaftlichen Systemen am ärgsten entziehen.

Es wird also in dem Teil der Strategie, wo von Kombination der Gefechte die Rede ist, wohl immer bei einem freien (nicht systematischen) Raisonnement bleiben müssen; bei einzelnen Betrachtungen, welche den Gesichtspunkt angeben und auf den rechten Weg führen können.

Wenn man die Theorie hier weiter treibt, so macht man sich nicht allein vergebliche Mühe, sondern man entwürdigt einen großen Gegenstand, macht ihn wider Willen lächerlich und beleidigt den natürlichen Verstand aller Menschen.

Anmerkungen des Herausgebers

Zur Einleitung

Von Einzelnachweisen kann abgesehen werden. Neben dem Aufsatz des Herausgebers „Die Wandlung der Kriegskunst im Zeitalter der Französischen Revolution“ in der historischen Zeitschrift Bd. 148 (1933) S. 248 ff. sei auf das für die Entwicklungsgeschichte von Clausewitz grundlegende Buch von Hans Rothfels: „Clausewitz: Politik und Krieg“ (Berlin 1920) hingewiesen. Rothfels hat hierfür den persönlichen Nachlaß von Clausewitz ausgewertet und behandelt auf S. 54 ff. die früheren militärischen Schriften, die in der Einleitung erwähnt werden. Dort und in dem genannten Aufsatz finden sich weitere Literaturangaben und die Belege für die in der Einleitung vorgetragene Auffassung. Die Bemerkungen über die Herkunft Clausewitz' beruhen auf Feststellungen im Preuß. Geh. Staats-Archiv in Berlin-Dahlem, die der Herausgeber in dem Aufsatz „Carl von Clausewitz, Herkunft und Persönlichkeit“ in Wissen und Wehr, Jg. 1937, S. 700 ff., veröffentlicht hat.

Zur Ausgabe

Die Handschrift, von Clausewitz' Hand (vgl. die Handschriftenprobe), befindet sich im Geh. Staats-Archiv in Berlin-Dahlem Rep. 92 Nachlaß Gneisenau M. 52. Sie weist mancherlei Verbesserungen auf, die zum größten Teil unmittelbar während der Niederschrift angebracht worden sind. Nachträgliche Änderung ist nur in ganz wenigen Fällen anzunehmen. Vielmehr deuten mancherlei Flüchtigkeiten, mangelhafte Satzkonstruktion oder Auslassen von Worten darauf hin, daß das Manuskript einer Durchsicht auf solche Dinge niemals unterzogen worden ist. Nur an ein paar Stellen hat eine andere unbekannte Hand stilistische Änderungen vorgenommen: In diesen Fällen ist in der Ausgabe der ursprüngliche Text von Clausewitz' Hand hergestellt und die Änderung in der Anmerkung notiert worden. Sonst ist der durch die Verbesserungen entstandene Clausewitzsche Text wiedergegeben, wobei die Veränderungen nur in solchen Fällen notiert wurden, die einiges Interesse zu haben schienen. Die am Schluß der einzelnen Abschnitte angebrachten Verweise auf verwandte Nummern sind sämtlich nachträglich hinzugefügt. Ebenso scheint die Datierung auf der ersten Seite „im Jahre 1804“ (später hinzugesetzt. Einschlebung offenbar versehentlich ausgefallener Worte durch den Herausgeber geschieht in einigen Klammern, mangelhafte Konstruktion ist, soweit nicht ohne weiteres zu verbessern, stengelassen und durch [sic] gekennzeichnet. Im übrigen wurde die vom Verfasser selbst nicht konsequent gehandhabte Rechtschreibung durchgehend modernisiert.

Zum Text

¹⁾ Carl Friedrich von Lindenau (1742—1817): „über Winterpostirungen“ Potsdam 1785, verfaßt auf Grund von Erfahrungen, die Lindenau, damals preußischer Kapitän,

im Bayrischen Erbfolgekriege gemacht hatte. Das Buch ist eine sehr solide und gründliche Arbeit im Stile der Zeit und fand u. a. die Billigung Friedrichs des Großen. Vgl. dazu Max Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland, Bd. III (1891) S. 2742. — ²⁾ Johann Georg Julius Venturini (1772—1802). Hauptwerk: „Lehrbuch der angewandten Taktik oder eigentlichen Kriegswissenschaft“, 2 Tle. in 6 Bdn. Schleswig 1798—1801. Er behauptete darin 3. B., „daß man die Wissenschaft des Krieges, und selbst ihre höchsten Teile, ohne Truppen, ohne Armee und ohne aus seiner Stube zu gehen, durch den Fleiß allein und die Grundsätze der reinen Mathematik, vom kleinsten bis zum größten, vollkommen erlernen kann.“ (Teil 2, Bd. I, S. XIII f.). — ³⁾ Matthieu Dumas (1755—1837). Hauptwerk: „Précis des événements militaires ou essais historiques sur les campagnes de 1799 à 1814.“ 19 Bde, Hamburg/Paris 1799 ff. Hauptvertreter der Lehre von der Wichtigkeit überhöhter geographischer Punkte in der Strategie. — ⁴⁾ Vgl. Clausewitz, Die wichtigsten Grundsätze des Kriegsführens (Vom Kriege, Anhang, Einzelausgabe von G. v. Cöthenhausen in der „Kriegsgeschichtlichen Bücherei“, Bd. 12, Berlin 1936, S. 49): „Gelehrsamkeit und tiefe Wissenschaft sind also hier durchaus nicht erforderlich, selbst nicht einmal große Eigenschaften des Verstandes. Würde außer einer geübten Urteilskraft eine besondere Eigenschaft des Verstandes erfordert, so geht aus allem hervor, daß es List oder Schlaueit wäre. Es ist lange das gerade Gegenteil behauptet worden, aber nur aus einer falschen Ehrfurcht für die Sache, aus Eitelkeit der Schriftsteller, die darüber geschrieben haben . . .“ Dagegen im Buch Vom Kriege I, 3 u. a.: „Gehen wir in den Forderungen weiter, die der Krieg an seine Genossen macht, so treffen wir auf vorherrschende Verstandeskräfte . . .“ — ⁵⁾ Machiavelli, Discorsi II, 22. — ⁶⁾ Machiavelli, Discorsi III, 9. — ⁷⁾ Johannes (von) Müller, Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, Bd. I—III, die Zeit bis 1436 umfassend, erschienen 1786—1795. Bd. IV erschien 1805 und hat Clausewitz bei Niederschrift dieses Kapitels noch nicht vorgelegen. — ⁸⁾ Machiavelli über die Schweizer: vgl. M. Hobohm, Machiavellis Renaissance der Kriegskunst, Berlin 1913, Bd. II, S. 169 ff. — ⁹⁾ Heinrich Dietrich von Bülow, Geist des neueren Kriegssystems, hergeleitet aus dem Grundsatz einer Basis der Operationen, Hamburg 1799, S. 217. Dies Buch ist das Hauptwerk Bülows, in dem er seine Lehre von der Unnötigkeit, ja Schädlichkeit der Schlacht und der Anlage der Operationen in bestimmten Winkeln zur Basis zum erstenmal darlegte. — ¹⁰⁾ In der Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386 siegten die Schweizer Waldstätte über das Ritterheer Herzog Leopolds III. von Österreich. Das von Johs. Müller (Sämtliche Werke, Bd. 21, S. 21) angegebene Motiv für das Absteigen der Ritter von ihren Pferden ist nur gemutmaßt, da es im Rahmen der Zeitanfassungen durchaus möglich war. Es entspringt der alten germanischen Auffassung von der Schlacht als einer Rechtshandlung, die dem mittelalterlichen Kriegswesen überhaupt sein eigentümliches Gepräge verliehen hatte. — ¹¹⁾ In der Schlacht am Morgarten am 15. November 1315 griffen die Waldstätte das zahlenmäßig stärkere Heer Herzog Leopolds I. von Österreich in einem Engweg an, der die Entfaltung der österreichischen Streitkräfte nicht gestattete. Der Sage nach, die Müller (Sämtliche Werke, Bd. 20, 137 ff.) wiedergibt, soll der alte Reding dazu den Rat gegeben haben; Müller nennt ihn jedoch Rudolf. In Wahrheit dürfte das Verdienst der Führung der Schweizer Werner Stauffacher zuzuschreiben sein, vgl. Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, Bd. III, 2. Aufl., Berlin 1923, S. 580 ff. — ¹²⁾ Die Appenzeller erhoben sich 1403 gegen das Stift St. Gallen und erkämpften sich ihre Selbständigkeit, vgl. Müller, Sämtliche Werke, Bd. 21, S. 197 ff. Schlacht am Speicher 15. Mai 1403, ebenda, S. 213 ff. Schlacht am Stoß gegen Herzog Friedrich von Österreich, 17. Juni 1405, ebenda, S. 223 ff. usw. — ¹³⁾ In dem Streit zwischen dem Herzog von Mailand

und den Kantonen Uri und Oberwalden um Bellinzona wurden die Schweizer, die zur Wiedereroberung der Stadt anrückten, am St.-Pauls-Tag (30. Juni) 1422 bei Arbedo von überlegenen Mailänder Streitkräften (nach der Überlieferung 24 000 Mailänder gegen noch nicht 3000 Schweizer) angegriffen und besiegt. Vgl. Müller, *Sämtliche Werke*, Bd. 21, S. 428 ff. — ¹⁴) In dem Krieg zwischen den Städten Bern und Freiburg 1339 fand erstere Unterstützung bei den Waldstätten, letztere bei dem benachbarten Adel. In der Schlacht bei Laupen am 21. Juni 1339 siegten die Berner und die Waldstätte. Die von Clausewitz angeführte Stelle bei Müller, *Sämtliche Werke*, Bd. 20, S. 250. Das Zahlenverhältnis war wahrscheinlich für die Berner sehr viel günstiger, als Müller, der Überlieferung folgend, angab. Vgl. Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst*, a. a. O., Bd. III, S. 589; danach hätten die Berner und die Waldstätte 6000, die Freiburger und ihre Verbündeten zusammen kaum mehr als 4000 Mann, allerdings Ritter, gehabt. — ¹⁵) Es handelt sich um das gewöhnlich nach dem Ort Héricourt genannte Treffen vom 13. November 1474 zwischen schweizerischen, elsässischen und österreichischen Truppen auf der einen und burgundischen auf der anderen Seite. Den Nachweis verdanke ich Herrn Prof. Holzmann. ¹⁶) Schlacht am Donnersbühl, am 2. März 1298, vgl. Müller, *Sämtliche Werke*, Bd. 20, S. 88 f. — ¹⁷) Der Karthagische Söldneraufstand 240—237 v. Chr., Polybius I, 76. — ¹⁸) Feldzüge in Flandern 1653—1658, in denen Turenne die französischen Truppen, Condé die spanischen führte. 1654 Belagerung von Arras durch Condé, Entsatz durch Turenne am 25. August. 1656 Belagerung von Valenciennes durch Turenne, Entsatz durch Condé am 15. Juli. 1658 Schlacht an den Dünen bei Düntkirchen und Eroberung Düntkirchens durch Turenne. Später hat Clausewitz Bemerkungen über die Feldzüge Turennes auf Grund des Wertes von Zanthier „Feldzüge des Vicomte Turenne“, Leipzig 1779, niedergeschrieben: Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung, Bd. IX (1837), S. 158 ff. — ¹⁹) Vgl. Clausewitz' Arbeit über Gustav Adolf, hinterlassene Werke, Bd. IX, S. 3 ff. — ²⁰) Vgl. ebenda, S. 20 f.: „Man muß im Dreißigjährigen Kriege nicht die Wichtigkeit aus den Augen verlieren, welche alle Städte, mehr oder weniger groß, mehr oder weniger befestigt, hatten. Denn nicht nur dienten sie dazu, den Feind aufzuhalten, weil man sich damals noch hinter der unbedeutendsten Mauer einige Tage und hinter einem schlechten Walle monatelang halten konnte, sondern, und dies war die Hauptsache, alle Lebensbedürfnisse wurden von den Truppen dem flachen Lande entzogen und in die Städte gebracht; man mußte sich also in Besitz der letzteren setzen, wenn man im Besitz des Landes, d. h. seiner Produkte, sein wollte.“ — ²¹) Phull, Über den Feldzug von 1799, in den Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft, Bd. I (1802), S. 2. — Oberst Phull vom Generalquartiermeisterstab trug im Jahre 1803 neben Scharnhorst in der Militär-Akademie über Strategie vor. Vgl. Max Lehmann, Scharnhorst, Bd. I (1886), S. 311. — Clausewitz' Schrift „Der russische Feldzug von 1812“ enthält folgende Schilderung Phulls: „Phull galt im Preussischen für einen Mann von vielem Genie. Er, Massenbach und Scharnhorst waren die drei Häupter des preussischen Generalstabes im Jahre 1806. Jeder von ihnen hatte seine hohe Eigentümlichkeit; die von Scharnhorst ist die einzige gewesen, die sich praktisch tüchtig erwiesen hat, die von Phull ist vielleicht die ungewöhnlichste, aber sehr schwer zu charakterisieren. Er war ein Mensch von vielem Verstand und Bildung, aber ohne alle materiellen Kenntnisse. Er hatte von jeher ein nach außen so abgeschlossenes geistiges Leben geführt, daß er von der Welt der täglichen Erscheinungen nichts wußte. Julius Cäsar und Friedrich II. waren seine Lieblingschriftsteller und Helden. Ein unfruchtbares Grübeln über die Kriegskunst ohne irgendwelchen Geist historischer Untersuchung hatte ihn fast ausschließlich beschäftigt. Die Erscheinungen der neueren Kriege gingen oberflächlich an ihm vorüber. So hatte

er sich ein höchst einseitiges und dürftiges Kriegssystem ausgedacht, welches weder einer philosophischen Untersuchung noch einer historischen Vergleichung Stich halten konnte. Wenn ihm in seiner Bildung fast alle historische Kritik und in seinem Leben fast alle Berührung mit der äußeren Welt abging, so war es dagegen auch natürlich, daß er ein Feind gewöhnlicher Philisterei, Oberflächlichkeit, Schiefheit und Schwäche war; und die bittere Ironie, mit welcher er sich gegen diese Fehler des großen Hauses erklärte, war es hauptsächlich, welche ihm das Ansehen von großer Genialität, Tiefe und Kraft gab. Er war durch sein abgeschlossenes Wesen ein vollkommener Sonderling, aber weil er es ohne Bizarrierie war, so galt er nicht dafür. Bei alledem würde die bestimmte Richtung, die innere Wahrheit, der Abscheu vor allem Halben und Falschen und ein lebhaftes Gefühl für das Große noch einen ausgezeichneten und auch für die kriegsrische Laufbahn tüchtigen Menschen aus ihm gemacht haben, wenn sein den Erscheinungen der äußeren Welt entfremdeter Geist sich nicht gleich verwirrt hätte, sobald sie einmal mit Gewalt auf ihn eindrangen. Der Verfasser hat niemals einen Menschen gesehen, der so leicht den Kopf verloren hätte, der bei einem immer nur auf das Große gerichteten Blick so vom Kleinsten der wirklichen Welt überwältigt worden wäre. Es war die ganz natürliche Folge seiner abgeschlossenen Selbsterziehung. Reizbar und weich von der Natur geschaffen, hatte er sich eine Grobartigkeit der Ansicht und Stärke des Entschlusses anrassonniert, die ihm nicht natürlich waren, und, abgesondert von der äußeren Welt, hatte er versäumt, sich im Kampf mit derselben in diese fremde Natur einzugewöhnen. Bis zum Jahre 1812 hatte ihn sein Dienstverhältnis niemals dazu gezwungen. Im Revolutionskrieg hatte er größtenteils eine untergeordnete Rolle gespielt, und erst nach Beendigung der Feindseligkeiten als Generalquartiermeister beim Feldmarschall Möllendorf eine bedeutende Stellung eingenommen. Während der Friedensjahre im Generalstab angestellt, fand er sich wie die meisten Offiziere des Generalstabs im Frieden in einer Art von illusorischer Tätigkeit, die sich in bloßen Ideen umhertreibt. Im Jahre 1806 war er der Generalstabsoffizier des Königs; da der König aber nicht eigentlich kommandierte, so war auch Phull zu keiner eigentlichen Tätigkeit gekommen. Nach der ganzen Katastrophe brach seine Ironie gegen alles Geschehene plötzlich los; er lachte wie ein halb Wahnsinniger über die Niederlage unserer Heere, und anstatt jetzt, wo ein gewaltiges geistiges Vakuum eintreten mußte, hervorzutreten, seine praktische Tüchtigkeit zu bewähren, an die gesunden Säden, die sich von dem zerrissenen Gewebe noch vorfinden, neue anzuknüpfen, wie Scharnhorst getan hat, gab er übereilt das Ganze verloren und trat in den russischen Dienst ... Haben wir nicht ganz vorteilhaft von seinem Verstande und Geiste geurteilt, so müssen wir zur Ehre der Gerechtigkeit sagen, daß man kein besseres Herz, keinen edleren, uneigennützigeren Charakter haben konnte, als er zu jeder Zeit gezeigt hat." Hinterlassene Werke, Bd. VII, S. 6 ff. — ²²) Napoleon in der Note sur la position politique et militaire de nos armées de Piémont et d'Espagne von 1794: „Il en est des systèmes de guerre comme des sièges des places: reunir ses feux contre un seul point; la brèche faite, l'équilibre est rompu; tout le reste devient inutile et la place est prise.“ Colin, L'éducation militaire de Napoléon. Paris 1900. S. 444. — ²³) Neuerdings ist die Ansicht ausgesprochen worden, Karl XII. habe nicht auf Petersburg, sondern von Anfang an auf Mostau vorstoßen wollen, als er im Jahre 1707 wieder in Rußland einrückte. Sicher wäre das eine so entscheidend wie das andere gewesen. Nach der Ukraine bog er jedoch erst ab, nachdem ihn die Russen durch rücksichtslose systematische Zerstörung des Dormarschgeländes zur Abänderung seines Plans zwangen. — ²⁴) Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland vom General Cloyd, aus dem Englischen überseht, mit Anmerkungen versehen und fortgesetzt von

G. S. v. Tempelhoff. 6 Bde. Berlin 1783—1801. Durch die Anmerkungen und die Fortsetzung Tempelhoffs eines der bedeutendsten damals im Druck erschienenen zeitgenössischen Geschichtswerke über den Siebenjährigen Krieg. Lloyds Anteil beschränkte sich auf die Feldzüge von 1756 und 1757, die er ohne genauere Kenntnis von den tatsächlichen Vorgängen stark theorisierend behandelt hat. Die Bemerkung Lloyds über den Feldzugsplan von 1756 Bd. I, S. 43. — ²⁵) Vgl. die Formulierung in den „Feldzügen Gustav Adolfs“: „Wie ein äußerst flüchtiges Gas, das sich nicht rein abstrakt darstellen läßt, weil es sich zu leicht mit anderen Körpern verbindet, so verbinden sich die Gesetze der Kriegskunst augenblicklich mit den Umständen, mit welchen sie auch nur in die leiseste Berührung treten.“ Hinterlassene Werke, Bd. IX, S. 8. — ²⁶) Für die Weiterentwicklung (vgl. Einleitung) „Grundsätze“ von 1812 (Einzelausgabe S. 36) und „Dom Kriege“, I, 2. — ²⁷) „Dom Kriege“, VI, 1: „Da aber eine absolute Verteidigung dem Begriff des Krieges völlig widerspricht, weil bei ihm nur der Eine Krieg führen würde: so kann auch im Kriege die Verteidigung nur relativ sein, und jenes Merkmal muß also nur auf den Titelbegriff angewendet, nicht auf alle Teile ausgedehnt werden.“ — ²⁸) Christian August Ludwig von Massenbach (1758—1827), damals Oberst im preußischen Generalquartiermeisterstab, Verfasser vieler militärischer Schriften, durch die Kapitulation der preußischen Armee unter dem Prinzen Hohenlohe bei Prenzlau 1806, die er durch seine falschen Meldungen und Ratschläge verursacht hat, bekannt geworden. Vor der Katastrophe war er jedoch durchaus eine anerkannte Autorität in militärwissenschaftlichen Fragen und stand in hohem Ansehen. — ²⁹) In den „Grundsätzen“ von 1812 (S. 39 f.) betonte Clausewitz die Zweckmäßigkeit des konzentrischen Angriffs in der Taktik, in der Strategie aber sei „der, welcher sich zwischen dem Feinde befindet, besser daran als der, welcher seinen Gegner umgibt, besonders bei gleichen oder gar schwächeren Kräften“, und fährt dann fort: „Durch den Grundsatz, welchen wir eben angeführt haben, sich auf dem Hauptpunkte möglichst zu konzentrieren, wird man ohnehin von dem Gedanken eines strategischen Umfassens abgezogen . . .“ „Dom Kriege“, VI, 4: „... Es steht also fest, daß die konzentrische Wirkung der Kräfte einen Vorzug hat dadurch, daß die Wirkung gegen a zugleich eine gegen b wird, ohne darum gegen a schwächer zu sein . . . und daß dieser Vorteil in der Taktik wie in der Strategie, wie wohl in beiden etwas verschieden, stattfindet. Was steht nun diesem Vorteil bei der exzentrischen Wirkung der Kräfte entgegen? Offenbar das Näherbeisammensein, das wegen auf inneren Linien. Es ist unnötig zu entwickeln, auf welche Weise dies ein solcher Multiplikator der Kräfte werden kann, daß der Angreifende ohne eine große Überlegenheit sich diesem Nachteil nicht aussetzen darf . . . es besteht hier ein ähnliches Verhältnis wie das zwischen Angriff und Verteidigung überhaupt; die konzentrische Form führt zu glänzenden Erfolgen, die exzentrische gewährt die ihrigen sicherer, jenes ist die schwächere Form mit dem positiveren Zweck, dieses die stärkere Form mit dem negativen Zweck . . .“ Diese Hinweise mögen genügen, um auf das hier vorliegende Problem der Entwicklung der Ansichten bei Clausewitz aufmerksam zu machen. — ³⁰) Im Feldzuge von 1796 bewegte sich Erzherzog Karl in Deutschland auf den inneren Linien zwischen Moreau am Ober- und Jourdan am Niederrhein, während sich Napoleon in Oberitalien bei der Belagerung von Mantua wiederholt gegenüber den umfassend anrückenden österreichischen Entsatzheeren in der gleichen strategischen Lage befand, und zwar das erstemal zwischen Wurmser und Quosdanovich, dann zwischen Alvinzi und Davidovich und schließlich zwischen Alvinzi, Bajalich und Provera. — ³¹) Schlacht bei Neerwinden am 18. März 1793. — ³²) Heinrich Dietrich von Bülow, Geist des neueren Kriegssystems, S. 310 ff. bzw. Lehrsätze des neueren Krieges oder reine und angewandte Strategie aus dem System des neueren Kriegssystems hergeleitet (Berlin 1805), S. 50 f.

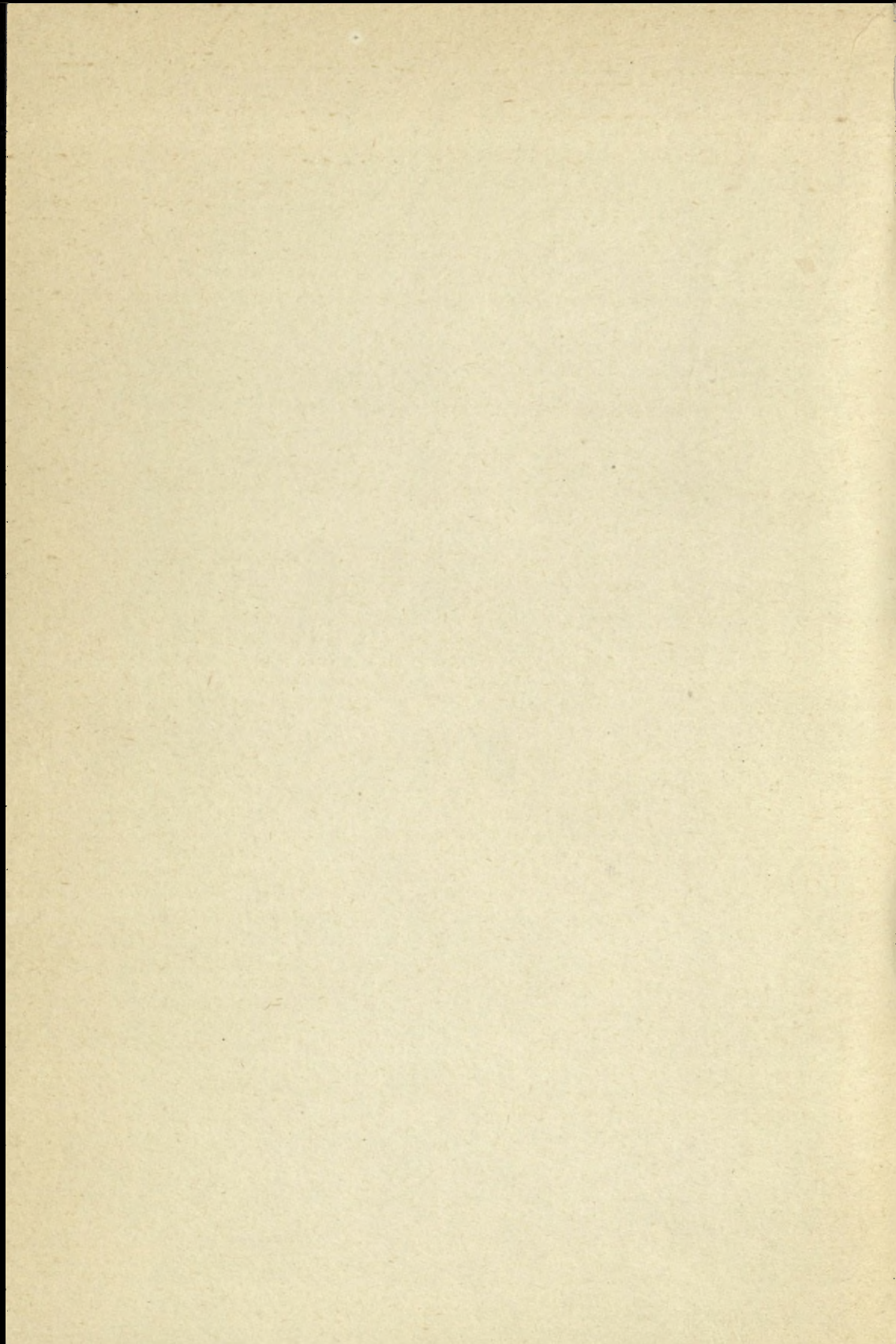
- ³³) Über den Gebirgskrieg „Grundsätze“ von 1812 (S. 45 f.) und „Dom Kriege“ VI, 15 ff. und VII, 11. Vgl. auch unten Nr. 25 und die 1809 hinzugefügte Nr. 31. - ³⁴) In der Schlacht bei Tourcoing am 17./18. Mai 1794 versuchten die Verbündeten unter Prinz Friedrich Josias von Koburg die Franzosen unter Pichegru durch eine weite Umfassung zu schlagen, die indessen nicht gelang. - ³⁵) In der Schlacht bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800 wurden die in mehreren Kolonnen angeordneten österreichischen Truppen von den Franzosen unter Moreau geschlagen. - ³⁶) Vgl. Clausewitz' „Bemerkungen über die reine und angewandte Strategie des Herrn von Bülow oder Kritik der darin enthaltenen Ansichten“ in der Neuen Bellona, Bd. IX, Jg. 1805 (der genaue Titel des Bülow'schen Buches s. o. Anm. 32): „Es ist unbegreiflich, wie gescheute Leute haben auf den Einfall geraten können, die Strategie vermindere den Wert der Taktik, oder — durch die Ausbildung der Strategie sei dem Gefecht ein großer Teil seiner Entscheidung genommen worden. Die Strategie ist nichts ohne das Gefecht; denn das Gefecht ist der Stoff, dessen sie sich bedient, das Mittel, was sie anwendet. So wie die Taktik der Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht ist, so ist die Strategie der Gebrauch der Gefechte, — d. h. die Verbindung der einzelnen Gefechte zu einem Ganzen, zu dem Endzweck des Krieges.“ (S. 270 f.) - ³⁷) Das Bild vom Kredit auch in den „Seldzügen Gustav Adolfs“ (hinterlassene Werke, Bd. IX, S. 103): „Er betrieb ein Geschäft, was weit die Grenzen seiner Kräfte überstieg, wie der Kaufmann durch bloßen Kredit . . .“ - ³⁸) Montecuccoli, Memorie. Köln 1704. S. 427: „Il persuadersi da far nella guerra progressi e conquiste senza combattere in aperto e senza venir' a giornata s'ella non e contradizione ne' termini, egl' e almeno gran paradosso, di cui altri rise.“ - ³⁹) Konzentration der Kräfte in Zeit und Raum: „Dom Kriege“ III, 11 und 12. - ⁴⁰) Die gleiche Bemerkung auch in der Bülow-Rezension (Neue Bellona, Bd. IX, S. 261 f.): „Die Idee, daß: große Wirkungen durch geringe Mittel hervorzubringen, die höchste Tendenz der Kunst sei, ist falsch, denn die Verteidigung gehört der Kunst so gut an als der Angriff und es ist ihre Tendenz, zwischen beiden stets das Gleichgewicht zu halten, daher können ihre Wirkungen wenigstens nicht größer werden. Uns scheint es, der Zweck aller Ausbildung der Kriegskunst besteht einzig darin, die Begebenheiten (allgemeiner: die Wirkungen der Kräfte), immer mehr der willkürlichen Leitung eines vernünftigen Willens zu unterwerfen, sie immer unabhängiger vom Zufall zu machen.“ Übrigens handelt es sich bei Bülow an dieser Stelle (Geist des neueren Kriegssystems S. 22, wiederholt in den Lehrsätzen des neueren Krieges von 1805 S. 21 f.) nur um eine ganz beiläufige Bemerkung gegen Mauvillons Geringschätzung der antiken Kriegskunst, und diese Tendenz ist von Bülow lediglich postuliert für den Fall, daß es einen Fortschritt in der Entwicklung gebe, was er aber leugnet. - ⁴¹) Im ersten Feldzug des Spanischen Erbfolgekrieges hatte Marschall Catinat in Oberitalien bei Rivoli an der Etsch Stellung genommen und alle in Frage kommenden Pässe und Flußübergänge mit Besatzungen versehen. Prinz Eugen aber wandte sich von Roveredo in überraschendem Marsch über die Tridentiner Alpen nach Süden, passierte die Etsch bei Castelbaldo und schlug Catinat bei Carpi. - ⁴²) Die Abberufung des Herzogs von Vendôme und Ersetzung durch den Herzog von Orléans erfolgte erst am 18. Juli 1706, nachdem Prinz Eugen der Übergang über die Etsch am 6. Juli bei Rottenova und Borgoforte gelungen war, und er die französische Armee zum Rückzug hinter den Mincio genötigt hatte. - ⁴³) Schlacht bei Oudenarde am 11. Juli 1708 zwischen den verbündeten Deutschen, Engländern, Niederländern und Dänen unter Eugen und Marlborough auf der einen und den Franzosen unter dem Herzog von Burgund auf der anderen Seite. - ⁴⁴) Schlacht bei Cassano am 16. August 1705. - ⁴⁵) Der Feldzug Herzog Ferdinands von Braunschweig

1760 spielte sich in Hessen ab, bis der Herzog durch die feindliche Überlegenheit zum Rückzug an die Diemel veranlaßt wurde, wo es dann zum Gefecht bei Warburg kam. Von seiner Stellung hinter der Diemel aus hinderte Herzog Ferdinand dann den Marschall Broglie an der Ausführung seiner Absicht, über die Weser tiefer in das Hannöversche einzudringen. — ^{46a)} Über den Feldzug in Glandern im Jahre 1794, in: „Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft“, Bd. I (1802), S. 149 ff. — ⁴⁶⁾ In den von Scharnhorst herausgegebenen „Militärischen Denkwürdigkeiten unserer Zeiten“, Bd. IV, 1803 (= Neues Militärisches Journal, Bd. 11) findet sich S. 321 ff. ein mit 3. gezeichneter Artikel „Über einige Gegenstände der Strategie“. Der Verfasser vertritt darin die Ansicht, daß sich der Feldherr in jedem Kriege, er sei offensiv oder defensiv, vornehmlich aber offenbar in letzterem, ein bestimmtes Kriegstheater oder einen Operationsraum aussuchen müsse, innerhalb dessen er seine Operationen nach den geographischen Gegebenheiten und den Maßnahmen des Gegners einzurichten habe, und dessen Grenzen er nicht überschreiten dürfe. — ⁴⁷⁾ Henry Jomini (1779—1869), gebürtiger Schweizer, begann seine militärische Laufbahn in der schweizerischen Armee, trat in französische Dienste über und nahm an den Feldzügen von 1805 bis zum Frühjahrfeldzug 1813 unter Napoleon teil. Dann ging er aus persönlichen Gründen zu den Verbündeten über und wurde russischer General. Sein erstes, und gleichzeitig sein Hauptwerk, der „Traité de grande tactique ou relation de la guerre de sept ans, extraite de Tempelhoff, commentée et comparée aux principales opérations de la dernière guerre“ erschien in 5 Bänden Paris 1805—1809. — ⁴⁸⁾ In der Schlacht bei Liegnitz am 15. August 1760 befand sich Friedrich der Große zwischen den beiden österreichischen Armeen unter Daun und Loudon und kam der Absicht seiner Gegner, ihn konzentrisch anzugreifen, dadurch zuvor, daß er unversehens seine Stellung änderte und die Armee Loudons vor Eintreffen Dauns isoliert schlug. Mit der dritten Armee meint Clausewitz offenbar die russische Armee, die sich jedoch in einiger Entfernung jenseits der Oder befand. — ⁴⁹⁾ In den „Feldzügen Gustav Adolfs“ bemerkte Clausewitz zu der Wendung des Schwedenkönigs gegen Nürnberg im Jahre 1632 unter anderem: „Bedenkt man die Quelle, aus welcher der Krieg damals überhaupt floß, die Wichtigkeit Nürnbergs als deutscher Reichsstadt, die Achtung, welche man vor verschanzten Stellungen hatte, so söhnt man sich schon mehr mit diesem Schritt aus. So weit wird man aber nie auf dem Wege der bloßen Überlegung kommen, daß man diesen Schritt selbst getan hätte. Die Kühnheit, welche in demselben liegt, das Vertrauen auf das bisherige Glück, sind geniale Züge, welche subjektiv sind, dem Gemüt angehören, sich nicht abwägen und ausmessen lassen, die — mit einem Worte — nachempfunden werden müssen.“ Hinterlassene Werke, Bd. IX, S. 83. — ⁵⁰⁾ Bei Aspern, unterhalb Wiens, wurde Napoleon bei dem Übergang über die Donau am 21. Mai (nicht Juni, wie Clausewitz schreibt), auf dem jenseitigen Ufer von Erzherzog Karl empfangen und zurückgeschlagen. — ⁵¹⁾ Über den Sechübergang Gustav Adolfs am 5. April 1632, vgl. „Feldzüge Gustav Adolfs“: „Eine Defensivstellung hinter einem Fluß nehmen, kann einen strategischen und taktischen Sinn haben. Strategisch ist er, wenn man sich hinter den Fluß stellt in der Absicht, sich denselben hinauf und hinunter zu bewegen, um auf den Punkt die gehörige Masse von Truppen hinzubringen, wo der Feind übergehen will. Dies scheint nicht die Absicht der Tillyschen Stellung gewesen zu sein. Taktisch stellt man sich hinter einen Fluß, wenn der Fluß einen Teil der Stellung ausmacht. Im ersten Fall dient die Stellung, den Fluß zu verteidigen, im letzten verteidigt der Fluß die Stellung. Dies letztere kann nun wieder auf zwei Arten geschehen, entweder so, daß das champ de bataille zwischen der Stellung und dem Fluß bleibt, daß man also aus der ersteren in dem Augenblick hervorbricht, wo der Feind über den

Anmerkungen

Fluß geht, und ihn angreift, ehe er sich formiert hat; oder so, daß der Fluß von der Stellung aus durch ein wirksames Feuer, das ist durch Kartätschen und Kleingewehrfeuer bestrichen wird. Wählt man nicht mit deutlicher Einsicht eine von diesen beiden Maßregeln, bleibt man in der Mitte, so hat man halbe, das ist schwache Maßregeln ergriffen. Dies scheint Tillys Fall gewesen zu sein; denn alle Schriftsteller halten sich damit auf, die Stärke seiner Stellung zu beschreiben; in dieser Rücksicht gehört sie in die zweite Klasse taktischer Defensivstellungen; Tilly aber ging aus ihr heraus, um die Schweden anzugreifen, in dieser Rücksicht gehört sie zur ersten Klasse. Nach Gualdo ging Gustav Adolf nicht nur an zwei Orten über den Lech, sondern er sandte seine Reiterei auf den Flügeln durch Furten. Alle diese und andere Umstände, die sich bei dem Lesen jener Begebenheit ergeben, deuten auf den Geist einer halben Maßregel hin, die Tilly hier ergriffen hatte.“ hinterlassene Werke, Bd. IX, S. 78. Wie geringschätzig Clausewitz Tilly beurteilte, zeigt auch etwa S. 35, wo er ihn ohne weiteres „planlos und wandelmütig“ nennt. — ⁵²) Auch in den „Grundsätzen“ von 1812 (S. 13) verlangt Clausewitz bei Verschanzungen ein starkes Profil.

Anzeigen der
Hanseatischen Verlagsanstalt
Hamburg



Deutsche Heeresgeschichte. Herausgegeben von Karl Linnebach. 2. Auflage. 404 Seiten. Gebunden RM. 8,—. / Manches einer mag denken, daß er schon die wichtigsten Tatsachen der preussischen Heeresgeschichte kennt. Er wird erstaunt sein, wieviel unbekanntes Material aus Archivquellen hier geboten wird. Ganz besonders zu begrüßen ist es aber dann, daß wir in dem Buch die wohl einzige große deutsche Heeresgeschichte besitzen, in der Österreichs ruhmreiches Heer mit in die Darstellung einbezogen wird. (Deutsches Adelsblatt, Berlin) / Dieses Werk wendet sich in gleicher Weise an den Offizier wie an den Wissenschaftler und an jeden Deutschen, der das geschichtliche Werden der deutschen Nation verstehen will. (Deutsche Wehr)

Grundzüge der Wehrpolitik. Von Oberst a. D. K. L. von Oerzen. 2. Auflage. 267 Seiten. Gebunden RM. 7,—. / Von hoher Warte geschrieben, aus eigener reicher Erfahrung und wirklich ungewöhnlichen geschichtlichen Kenntnissen schöpfend, führt dieses Werk in die Bereiche des Wehrwesens und der Wehrpolitik ein. Was der Verfasser anspruchslos im Vorwort als „wehrpolitisches ABC“ bezeichnet, enthüllt sich bei näherem Zusehen als ein umfassendes Handbuch, das allgemein verständlich auch dem militärischen Laien ein klares Bild vermittelt von den vielfachen Beziehungen des Wehrwesens zu den politischen, staatlichen und gesellschaftlichen Erscheinungsformen der Nation. (Wissen und Wehr)

Politik und Kriegsführung in der neueren Geschichte. Von Paul Schmitthenner. 2. Auflage. 316 Seiten. Gebunden RM. 6,80. / Politik und Kriegsführung dürfen sich nicht gegenseitig behindern; sie können sich nur dann zum Wohle des Volkes auswirken, wenn sie eine vollendete Einheit bilden, in der eines in das andere greift. Die Notwendigkeit dieser Forderung erläutert Paul Schmitthenner an Beispielen der Geschichte, indem er die Entwicklung des Problems von der ständischen Epoche an über das Zeitalter des Absolutismus bis in unsere Tage verfolgt. (Völkischer Beobachter)

Heer und Staat in der deutschen Geschichte. Von Prof. Dr. Ernst Rudolf Huber. 447 Seiten. Gebunden RM. 12,—. / In einem Streifzug durch die deutsche Geschichte werden die Entwicklungsstufen der Heeresverfassung vom germanischen Volksheer bis zum Heer des Weltkriegs aufgezeigt und über die Wandlungen der Wehrverfassung die Wechselwirkung von Wehrordnung und politischer Gesamtverfassung überzeugend klargemacht. (Stuttgarter NS.-Kurier) / Das Werk ist sehr lebendig und anschaulich geschrieben und bringt ein außerordentlich reiches und wertvolles Quellenmaterial. Es ist sowohl für den Verfassungsrechtler wie für den Historiker und militärischen Führer von hohem Wert. (Rheinische Landeszeitung)

Der Durchbruch. Studie an Hand der Vorgänge des Weltkriegs 1914/1918. Von Konrad Krafft von Dellmensingen. Mit 25 Kartenskizzen im Anhang. 2. Auflage. 463 Seiten. Gebunden RM. 19,50. / General Krafft von Dellmensingen entwickelt nach der systematischen, knapp zusammengedängten Untersuchung der wichtigsten deutschen und gegnerischen Durchbruchaktionen des Weltkriegs eine überzeugend vorgetragene, mit beweiskräftigen Dokumenten belegte Theorie der Durchbruchschlacht, die jedem Soldaten, der sich mit Taktik und Strategie beschäftigt, wertvollste Anregung bietet. (Völkischer Beobachter)

Die Kriegsphilosophie von Clausewitz. Eine Untersuchung über ihren systematischen Aufbau. Von Walther Malmsten Schering. 134 Seiten. Gebunden RM. 6,50. / Das reiche Gedankengut Clausewitz' ist so schwer faßbar, daß es schon dem militärischen Sachmann, noch viel mehr aber dem militärischen Laien schwerfällt, sich in sein Hauptwerk „Vom Kriege“ einzulesen. So ist es ein Verdienst, wenn Versuche unternommen werden, den Mann und sein Werk dem Verständnis unserer Zeit näherzubringen. Schering weist nach, daß Clausewitz sich ein eigenes philosophisches System aufgebaut und auf diesen Wegen nicht Regeln, sondern Gesetze entwickelt hat. Niemand darf über Clausewitz und seine Kriegslehre urteilen, der dieses Werk nicht gründlich durchgearbeitet hat.

(Kölnische Zeitung)

Clausewitz: Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Dr. Klöpzig. Schulausgabe. 56 Seiten. Kartonierte RM. —,60 / Clausewitz hat das friderizianische Erbe des preussischen Soldatentums, das erstarrt und von mechanistischen Theorien überwuchert war, wieder freigelegt und für die Zukunft fruchtbar gemacht. Die vorliegende Auswahl wurde so getroffen, daß dem Leser die wesentlichen Züge der Clausewitz'schen Lehre vor Augen geführt werden. Sie ist in erster Linie für die Jugend bestimmt, aber darüber hinaus geeignet, jedem Verehrer dieses genialen Strategen und Taktikers ein fest umrissenes Bild seiner Gedanken zu geben.

Erfüllung und Befreiung. Der Kampf um die Durchführung des Tilsiter Friedens 1807/1808. Von Hans Haubherr. 271 Seiten. Gebunden RM. 11,80. / Hier wandeln sich historische Vorgänge plötzlich in lebendige Gegenwart, aus der geschichtlichen Schilderung wird ein Tagebuch der politischen und diplomatischen Bemühungen. Es tritt diejenige Art der Geschichtsschreibung ans Licht, der die Zukunft gehört: aufbauend auf den Erfahrungen der rationalistisch-kritischen Epoche kehren wir zurück zur unpersonlichen Erzählung.

(Deutsche Allgemeine Zeitung)

Die Stunde Hardenbergs. Von Hans Haubherr. 356 Seiten. Kartonierte RM. 7,80. Gebunden RM. 8,80. / Hardenberg ist eine in ihrer Zwiespältigkeit ungemein interessante Gestalt, die besonders plastisch vor allem in ihrem Gegensatz zum Freiherrn von Stein hervortritt. In die Zeit seines Wirkens fällt der verhängnisvolle Augenblick, in dem die deutsche Freiheitsbewegung in die Bahnen des Liberalismus geriet. Hier beginnt das ganze 19. Jahrhundert seine Stärken und Schwächen auszubreiten. Das vorliegende Buch behandelt den Abschnitt im Leben Hardenbergs, der mit der Vorgeschichte seiner zweiten Berufung beginnt und die Zeit seiner Staatskanzlerschaft umfaßt.

Unvergleichliche deutsche Infanterie. Schicksale einer Waffe. Von Hans Henning Freiherr Grote. 5. Auflage. 240 Seiten. Gebunden RM. 4,80. / Grotes Werk zeigt uns mit dem beinahe dichterischen Schwung eines begabten Gestalters das deutsche Fußvolk, sein Wesen, Werden und seinen Gestaltwandel im Laufe der Jahrtausende: angefangen von den frühgermanischen Volksaufgeboten über die Landsknechtsheere, über die Grenadiere des Großen Friedrich, die Infanterie der deutschen Befreiungskriege bis zu den Grabenkämpfern der Materialschlacht im letzten großen Ringen.

(Berliner Börsen-Zeitung)

Soldatisches Führertum. Die Generale der kurbrandenburgisch-preußischen Armee. Herausgegeben von Kurt von Priesdorff. Umfang 14 Bände und 1 Registerband. Subskriptionspreis je Band (etwa 500 Seiten) Leinen RM. 32,—, Halbleder RM. 35,—, Einzellieferung RM. 3,60. Der endgültige Bandpreis wird voraussichtlich Leinen RM. 37,50 betragen. / In jahrzehntelanger und mühevoller Arbeit hat Major a. D. Kurt von Priesdorff das ungeheure Material zusammengetragen und durch ausgezeichnete Porträts vervollständigt, so daß die gesamte Generalität der kurbrandenburgisch-preußischen Armee vor unseren Augen ersteht, in ihrer Bedeutung für Staat und Volk in der Vergangenheit, richtunggebend auch uns heutigen für die Zukunft. (Militär-Wochenblatt)

Soldatische Führer und Erzieher. Gesammelte Aufsätze. Von Friedrich von Cochenhausen. Mit 9 Bildtafeln und 4 Kartenskizzen. 167 Seiten. Kartoniert RM. 4,80. Gebunden RM. 5,80. / General der Artillerie von Cochenhausen, selbst ein verdienstvoller Offizier und ausgezeichnete Schriftsteller, führt dem deutschen Volke hier die großen Führergestalten seiner ruhmreichen militärischen Tradition in den letzten 150 Jahren vor Augen. In fesselnder Darstellung, die sowohl die menschliche Größe als auch die überragende soldatische, politische und erzieherische Leistung in das rechte Licht zu setzen weiß, faßt er folgende Lebensbilder zusammen: Scharnhorst, Schlieffen, Gneisenau, Nord von Wartenburg, Clausewitz, Moltke, Hindenburg, Seeckt, Konrad von Hoebendorf; im Nachwort wird die Persönlichkeit des Führers gewürdigt.

Gneisenau. Von Kurt von Priesdorff. 3. Auflage. 107 Seiten. Kartoniert RM. 2,50. / War Scharnhorst der große Erwecker und Reformator der preußischen Armee, so verehren wir in Gneisenau den genialen Führer in den preußisch-deutschen Freiheitskriegen. Als mutiger Kommandant der Festung Kolberg hatte er Befähigung und Einwohner zum Widerstand gegen den übermächtigen Korsen entflammt.

Prinz Eugen. Von Kurt von Priesdorff. 96 Seiten. Kartoniert RM. 3,—. / Kurt von Priesdorff schildert die weltgeschichtliche Persönlichkeit des Prinzen Eugen von Savoyen, der im Bewußtsein des deutschen Volkes das lebendige Sinnbild gesamtdeutschen Lebenswillens geworden ist. Er wußte nichts von kleinstaatlichen Eitelkeiten, sondern verteidigte das Reich an seinen westlichen und östlichen Grenzen gegen Türken und Franzosen und wurde zum Volkshelden.

Scharnhorst. Von Kurt von Priesdorff. 3. Auflage. 78 Seiten. Kartoniert RM. 2,—. / Scharnhorst gab Preußen die allgemeine Wehrpflicht und schuf damit das Gesetz, dem Deutschland seine Einigung und seine Größe verdankte. Priesdorff setzt dem Leben und Kampf dieses unermüdlichen preußischen Offiziers, der in der tiefsten Not des Vaterlandes den Mut nicht sinken ließ und unerschöpflich an der Wiedergeburt der Armee arbeitete, in seiner Schrift ein bleibendes Denkmal.

General Erich von Gündell. China — Haag — Weltkrieg. Von Oberstleutnant Walther Obkircher. Mit 13 Kartenskizzen. 358 Seiten. Gebunden RM. 12,50. / Das Denkmal, das dem General von Gündell sein ehemaliger Adjutant durch die Herausgabe seiner Erinnerungen gesetzt hat, darf als in jeder Beziehung wohl gelungen bezeichnet werden. Es bringt einem weiteren Leserkreis einen auch in der alten Armee zu wenig bekannten hervorragenden Generalstabsoffizier und Heerführer näher, den eine selten reiche Laufbahn wiederholt auf bedeutungsvollste Posten stellt, dem sie aber die letzte Vollendung des Soldatenberufs versagt hat. (Reichsoffizierbl.)



Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Eine Biographie von Carl Hinrichs. Band I: Jugend und Aufstieg. Mit 40 Bildern. 672 Seiten. Gebunden RM. 17,50. / Eine der wesentlichen Grundlagen für die gewaltige Entwicklung des Reiches in unseren Tagen ist das Preußentum, dessen Begründer Friedrich Wilhelm I. mit seinem über Jahrhunderte preussischer und deutscher Geschichte entscheidenden Reformwerk war. Carl Hinrichs beschreibt in seinem Standardwerk nicht allein das Leben des großen „inneren Königs“, es geht ihm ebenso sehr um das von politischen Spannungen erfüllte ganze Zeitalter, um die prachtliebende, barocke Höflingswelt Friedrichs I., aus der sich immer eigenwilliger und bedeutender das einmalig Individuelle der Hauptgestalt über alles Zeitbedingte heraushebt. Band II wird die eigentliche Regierungszeit Friedrich Wilhelms behandeln

Der Kronprinzenprozeß. Friedrich und Katte. Von Carl Hinrichs. 200 Seiten. Gebunden RM. 6,80. / Das Buch veröffentlicht erstmalig die Originalakten über den menschlich und geschichtlich bemerkenswertesten Prozeß, der je vor einem Kriegsgericht verhandelt wurde. Es gewährt einen wertvollen Einblick in das militärgerichtliche Verfahren jener Zeit. Ein historischer Roman kann nicht spannender geschrieben sein. (Zeitschrift für Wehrrecht) / Gegen die vielfach so sorgsam geglätteten, auch zurechtgebogenen, dann wieder sentimental verlogenen Darstellungen dieses Stoffes wirkt diese Aktenzusammenstellung in ihrer Herbeheit erschütternd.

(Berliner Börsen-Zeitung)

Moltke-Gespräche. Die Gespräche des großen Schweigers. Herausgegeben von Eberhard Kessel. 4. Auflage. 244 Seiten. Gebunden RM. 5,80. / Der größte Teil der Gespräche hat hochpolitisches Charakter und ist mit historischen Tatsachen verbunden, die für die deutsche Geschichte entscheidend gewesen sind. Der Historiker wird es begrüßen, sie in zeitlicher Folge zusammen zu haben; aber auch der Laie freut sich, in diesen kurzen, prägnanten Sätzen den Atem der Geschichte zu spüren.

(Geistige Arbeit)

Marwitz. Ein Schicksalsbericht aus dem Zeitalter der unvollendeten preussisch-deutschen Erhebung. Von Walter Kanfer. 328 Seiten. Gebunden RM. 8,50. / Die eindrucksvoll gestaltete Biographie stellt uns den Politiker, Bauern und Reitergeneral Ludwig von der Marwitz zeitnah vor Augen und läßt ihn uns erkennen als einen revolutionären Geist, dessen Ideen vorausschauend und von überzeitlicher Bedeutung waren. (Wehrfront) / Kanfer hat es verstanden, in seinem sehr lebendig und eindringlich geschriebenen Buche Marwitz ein Denkmal zu setzen, das wir als endgültig annehmen dürfen. Marwitz war ein unerbittlicher Kämpfer gegen den Liberalismus und zu gleicher Zeit gegen die kurzichtigen Preußen, die engstirnig sich der Erneuerung Preußens aus den wirklich tragenden Kräften des Volkes widersetzten. (Dt. Rundschau)

L. von Schwendi. Der erste deutsche Verkünder der allgemeinen Wehrpflicht. Seine kriegswissenschaftlichen Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Eugen von Frauenholz. 287 Seiten. Gebunden RM. 8,50. / Lazarus von Schwendi (1522—1584) kann als erster deutscher Klassiker der Kriegswissenschaft gelten. Obwohl kaiserlich und katholisch eingestellt, wollte er eine unterschiedliche Behandlung der beiden Konfessionen vermieden wissen, um die Wehrkraft des Reiches durch die Einmütigkeit zu steigern. Die Kenntnis dieser Schriften bedeutet eine wertvolle Bereicherung der Kriegswissenschaft am Beginn der Neuzeit.

(Die Buchbesprechung)



34789/

2